



Soziale Arbeit

Institut für Sozialmanagement

«Doing Family» – Teilprojekt A2: «Betriebswirtschaftliche Darstellung» des Familienalltags als Herstellungsprozess

Bericht

**zuhanden der Metropolitankonferenz Zürich
Metropolitanrat**

vertreten durch

**Kanton Zürich, Bildungsdirektion
Amt für Jugend und Berufsberatung
Dörflistrasse 120
8090 Zürich**

Mai 2017

Projektleitung: Prof. Dr. Christian Liesen

Pfingstweidstrasse 96, Postfach, 8037 Zürich
Tel. 058 934 86 37, E-Mail christian.liesen@zhaw.ch

Projektmitarbeit: Dr. Larissa M. Sundermann

Pfingstweidstrasse 96, Postfach, 8037 Zürich
Tel. 058 934 85 12, E-Mail larissa.sundermann@zhaw.ch

Inhalt

Zusammenfassung	1
1 Ausgangslage	2
2 Die Familie als Wertschöpfer	4
2.1 Haushalt und Haushaltsproduktion	5
2.2 Wertschöpfung der Familien in der Schweiz	9
2.3 Kritik an der ökonomischen Betrachtung der Familie als Wertschöpfer	13
2.4 Nutzwert-Analysen als denkbare Weiterentwicklung des Wertschöpfungsmodells für Familien	15
3 Der Leistungserstellungsprozess in der Familie	19
3.1 Prozesselemente	19
3.2 Routinen und Rituale	22
3.3 Familienidentität und soziales Milieu	24
3.4 Qualitätsmerkmale	27
4 Brüche im Leistungserstellungsprozess: Hilfen für Familien	29
4.1 Ermittlungsprozesse durch Institutionen und Institutionsangehörige	30
4.2 Unterstützungssysteme und «Doing Family»	32
5 Literatur	37
Über das Autorenteam	41
5.1 Kurzportraits der Verfassenden	41
5.2 Kurzportrait des Instituts für Sozialmanagement	41

Zusammenfassung

Im Projekt «Doing Family» soll der Zusammenhang zwischen staatlichen Leistungen, Familienbildern und dem Alltag von Familien aufgezeigt werden, um zu erkennen, wo mögliches Optimierungspotenzial besteht. Ferner ist das Bild der traditionellen Kernfamilie als Leitbild von Unterstützungsleistungen und Hilfen zu hinterfragen.

Das Projekt besteht aus drei Teilprojekten, von denen hier über das Teilprojekt A2 berichtet wird. Es untersucht die «betriebswirtschaftliche» Darstellung der Familie.

Eine zentrale Überlegung von «Doing Family» ist, dass Familie alltäglich neu gestaltet und hergestellt wird. Mit der «betriebswirtschaftlichen» Betrachtung soll zum einen die Familie als Wertschöpfer gewürdigt werden. Zum anderen ist die Orientierung an hergebrachten Familienideologien möglichst lange zu vermeiden. Durch die fremdartige Herangehensweise soll Raum für neue Ideen und Einsichten entstehen.

Der Bericht widmet sich darum in einem ersten Teil der Familie als «Leistungsmaschine». So wies die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung (VGR) im Jahr 2013 einen Betrag von 968 Milliarden Franken aus, wovon rund 401 Milliarden auf die Haushaltsproduktion entfielen. Dies entspricht etwa 8,7 Milliarden Stunden unbezahlter Arbeit. Der grösste Teil davon entfiel auf die Hausarbeit, die Kinderbetreuung und die Pflege von Erwachsenen im Haushalt. Kritisch betrachtet werden in diesem Zusammenhang die ökonomischen Modelle, die den Berechnungen zugrunde liegen: So ist «Doing Haushalt» nicht «Doing Family», und wie sich zeigt, sind die Modelle einem traditionellen Familienbild verhaftet. Als denkbare Weiterentwicklung werden Nutzwert-Analysen ins Spiel gebracht, wobei die Übertragung auf Familien erhebliche konzeptuelle Anstrengungen mit sich bringt.

Von dieser Makroperspektive wechselt der Bericht in einem zweiten Teil hin zu einer «betriebswirtschaftlichen» Betrachtung im engeren Sinne des Wortes. Entfaltet und vorgestellt wird ein Modell, mit dem sich der Leistungserstellungsprozess von Familien beschreiben lässt. Das heisst: Die Herstellungsleistung von Familie wird im Licht betriebswirtschaftlicher Kategorien gefasst und diskutiert. Wie sich zeigt, spielt neben der Frage nach ausreichenden «Betriebsmitteln» vor allem die «Produktionsqualität» in den Familien eine zentrale Rolle: Gemeint ist damit die Sinngebung und Bewertung dessen, was das Produkt «Familie» ausmacht, das da hergestellt wird, durch die Familie selbst. Mit Routinen und Ritualen, wie die Familiensoziologie sie fasst, und dem Verweis auf die sozialen Milieus, in denen Familien situiert sind, werden die wichtigsten formbildenden Kräfte für diese Sinnstiftungs- und Identitätsprozesse dargelegt. Ohne diese Identitätsarbeit verliert eine «betriebswirtschaftliche» Betrachtung ihren Sinn, weil die Güte des Produktes und der Prozesse nicht eingeschätzt werden kann.

Eine Ausnahme davon gibt es allerdings, wie in einem dritten und letzten Teil aufgezeigt wird. Störungen im «Produktionsablauf» können so gravierend ausfallen, dass der Familienprozess stockt oder sogar von den Familienmitgliedern als ihnen Schaden zufügend eingestuft wird. In Fällen, in denen normative Mindeststandards unterschritten werden – das Existenzminimum ist nicht mehr gesichert, das Kindeswohl gefährdet oder nicht mehr gewährleistet – greifen institutionelle Fremdeinschätzungen, die von der Sinngebung in der Familie erst einmal unabhängig sind. Die Hilfeleistung selbst, die dann erfolgt, wird jedoch immer mit der Identität der Familie konfrontiert. Entweder ist dies, wie im Fall der Kindeswohlgefährdung, der Sinn der Hilfen, oder der «Familiensinn» muss sich im Falle einfacher «betrieblicher» Hilfen, etwa der Sozialhilfe, unvermeidbar damit auseinandersetzen: Denn Routinen und Rituale sind unauflösbar miteinander verquickt. Es gibt in der Familie keinen Leistungserstellungsprozess ohne Sinngebungsprozess.

1 Ausgangslage

Das Projekt «Doing Family» des Metropolitanrats Zürich dient der Optimierung von Familienhilfen der öffentlichen Hand. Es hat zum Ziel, Empfehlungen zur Verbesserung familienpolitischer Massnahmen auf Stufe der Gemeinden und Kantone zu formulieren.

Aufgezeigt werden soll dazu der Zusammenhang zwischen staatlichen Leistungen, Familienbildern und dem konkreten Familienalltag, um mögliches Optimierungspotenzial auf der Seite der öffentlichen Hand und auf der Empfängerseite zu erkennen. Ferner soll geprüft werden, ob und in welchem Ausmass das Bild der traditionellen Kernfamilie die Ausgestaltung der Unterstützungsleistungen und Hilfen dominiert und allenfalls behindert.

Das Projekt «Doing Family» startete im April 2016 mit einer Briefing-Konferenz, an der wichtige Eckwerte des Projektes festgelegt wurden (Zeitraumen, Zielgruppe, Bewerbungskriterien für Teilprojekte usw.). Auch die Prämissen des Projektes wurden dort diskutiert. Die wichtigsten Vorüberlegungen sind die folgenden:

1. Es wird im Sinne der Briefingkonferenz angenommen, dass es einen Zusammenhang gibt zwischen Familienalltag, Familienbild und Familienhilfe.
2. Im Projekthorizont stehen Familien mit Kindern bis zum 25. Altersjahr, nicht darüber hinaus.
3. Es ist eine zentrale Überlegung von «Doing Family», dass Familie alltäglich neu gestaltet und hergestellt wird (vgl. Jurczyk 2014).
4. Was als Familie gilt, hängt nicht von bestimmten Formen des Zusammenlebens ab. Fürsorge und «Care» (Vertrauen, emotionale Wärme, wer sorgt für wen unter welchen Bedingungen usw.) sind mit vielfältigen Familien- und Haushaltsformen kompatibel.
5. Der Literatur zufolge entstehen die konkreten Praktiken in Familien einerseits aufgrund von Wertorientierungen und andererseits in Reaktion auf eine sich wandelnde und entgrenzte Erwerbsarbeit (Verschiebungen im Verhältnis zwischen «Arbeit und Leben», ausführlich Schier & Jurczyk 2007, 2008).

Das Projekt ist in drei Teilprojekte gegliedert. Neben der Analyse und Beschreibung von Familienbildern (Teilprojekt A1) erfolgt eine «betriebswirtschaftliche Darstellung» des Familienalltags als Herstellungsprozess (Teilprojekt A2) und eine Darstellung der Unterstützungsleistungen der öffentlichen Hand (Teilprojekt A3).

Die drei Teilprojekte wurden wie folgt vergeben:

- | | |
|----|---|
| A1 | Analyse und Beschreibung von Familienbildern in der Schweiz
Dr. Diana Baumgarten, Universität Basel, Zentrum Gender Studies |
| A2 | Betriebswirtschaftliche Darstellung der Familie
Prof. Dr. Christian Liesen, ZHAW Soziale Arbeit, Institut für Sozialmanagement |
| A3 | Unterstützungsleistungen der öffentlichen Hand
Susanne Stern, INFRAS, Bereich Bildung und Familie |

Der vorliegende Bericht stammt aus dem Teilprojekt A2. Die «betriebswirtschaftliche» Darstellung des Familienalltags soll aufzeigen, welche Betriebsmittel und Ressourcen eine Familie braucht, um als solche zu funktionieren.

In einer zweiten Projektphase werden die Erkenntnisse aus den drei Berichten gemeinsam diskutiert und eine Synthese mit Schlussfolgerungen und Empfehlungen erarbeitet. Dafür besorgt ist die vom Metropolitanrat eingesetzte Gesamtprojektleitung.

Die drei Teilberichte sind deshalb nicht gleichzusetzen mit dem Ertrag des Gesamtprojektes. Das Projekt «Doing Family» kann erst zu einem späteren Zeitpunkt abschliessend bewertet werden.

2 Die Familie als Wertschöpfer

Eine Familie «betriebswirtschaftlich» darzustellen, wie es das Teilprojekt A2 zum Ziel hat, ist exotisch und ungewohnt. Familien sind keine Wirtschaftsunternehmen und «produzieren» nicht am «Familienmarkt». Betriebswirtschaftliche Grundbegriffe wie beispielsweise Marktgleichgewicht und Marktkonkurrenz, Angebot, Nachfrage, Preisbildung, Personalbewirtschaftung sind keine sinnvollen Kategorien bezogen auf Familien. Die Liste liesse sich fortsetzen. Was also soll das Ganze?

Mit der Herangehensweise werden drei Ziele verfolgt.

Als erstes galt es, für das, was Familien leisten, eine Darstellungsform zu finden, die so ideologiearm wie möglich ist. Denn das Bild der Familie ist vielfältigen Deutungen und Deutungsmustern unterworfen: Gängige, vertraute Familienbilder haben eine komplexe Geschichte, sie sind tief in kulturellen und historischen Prozessen verwurzelt und werden, zumal in der pluralen und föderalen Schweiz, verschieden gedeutet, bewertet und verrechtlicht (siehe Teilprojekt A1). Familien «betriebswirtschaftlich» zu betrachten bedeutet demgegenüber einen spannungsreichen Wechsel der Perspektive. Zwar wird der Blick auf die Familie dadurch nicht frei von ideologischen und ideengeschichtlichen Bestandteilen, es entsteht aber Raum für kreative Gedankengänge, neuartige Betrachtungsweisen und überraschende Ideen.

Zweitens werden Antworten gesucht auf die Frage: Was brauchen Familien, damit sie als Familien funktionieren? Relevant ist dies nicht zuletzt im Hinblick auf Unterstützungsleistungen für Familien (siehe Teilprojekt A3). Wenn in den «Betriebsablauf» eingegriffen wird, wie «produktionsrelevant» sind die Eingriffe dann für eine Familie – und wovon hängt das ab? Dabei ist zu bedenken, dass Unterstützungsleistungen in ganz unterschiedlicher Weise und Intensität auf die «Produktionsfunktion» der Familie einwirken, von entlastend, beratend, begleitend bis hin zu betreuend, schützend, kontrollierend. Zu thematisieren ist in diesem Zusammenhang auch die ganz grundlegende Fähigkeit von Familien, «Betriebsstörungen» zu verarbeiten. Im Familienalltag ist es unvermeidlich, dass nicht alles glattläuft. Doch was genau stellt eine Störung im «Betriebsablauf» dar, und wie ist das zu bewerten? Nicht alles, was von aussen wie eine Störung aussieht, ist auch eine – und umgekehrt sind ganz gravierende Brüche in der Kernleistung «Familie» vielleicht schwer festzustellen und zu beheben.

Zum Dritten soll mit der betriebswirtschaftlichen Herangehensweise die Familie als «Leistungsmaschine» gewürdigt werden. Familien erbringen in einer Volkswirtschaft Leistungen in einer Gröszenordnung, die gerne vergessen geht. Sie erbringen sowohl materielle Leistungen, zum Beispiel bei der Zubereitung von Mahlzeiten oder der Einrichtung von Wohnraum, als auch immaterielle Leistungen, etwa «Dienstleistungen» bei der Versorgung und Erziehung von Kindern.

Wir beginnen unsere Exploration mit diesem Aspekt, wenden uns in Kapitel 3 einer «betriebswirtschaftlichen» Perspektive im engeren Sinne zu und schliessen nachher in Kapitel 4 mit dem Rekurs auf Unterstützungssysteme und «Doing Family» für vor allem jene Fälle, in denen die «Betriebsprozesse» fragil sind und extern gestützt oder substituiert werden müssen.

Diese Arbeit betritt damit Neuland. Trotz intensiver Literatursuche konnten wir keine ähnlich gelagerten Versuche finden, sich der Leistungserbringung von Familien anzunähern.

2.1 Haushalt und Haushaltsproduktion

Die Wertschöpfung von Familien wird in der Ökonomie auch als Haushaltsproduktion bezeichnet. Sie gewinnt in der Beurteilung der gesellschaftlichen Wirtschaftsleistung erst seit einigen Jahrzehnten wieder an Bedeutung. Davor wurde durch die Reduktion des wirtschaftlichen Handelns allein auf marktförmig organisierte Erwerbsarbeit und die Geschlechterideologie, die besonders auf der Trivialisierung der weiblich besetzten Haus- und Familienarbeit sowie auf der Aufwertung des männlichen Normalarbeiterverhältnisses des Familienernährers beruht, die Haushaltsproduktion entwertet und zur weiblichen «Arbeit aus Liebe» deklariert (Bauhardt & Çağlar 2010; Häußler & Meier-Gräwe 2012). Dieses Verständnis der Haushaltsproduktion umfasst ausschliesslich erwerbliche, marktkoordinierte Arbeit und vernachlässigt die gesellschaftlich notwendige Arbeit, ohne die eine Gesellschaft erlahmen würde. Sie schliesst sogenannte «reproduktive» Arbeiten in Gänze aus (Biesecker & Hofmeister 2010).

Gesellschaften sind jedoch auf Familien angewiesen, um handlungsfähig zu bleiben: Familien bringen sozial kompetente Individuen hervor, indem sie die bestmöglichen Voraussetzungen für das Heranwachsen ihrer Kinder schaffen (King & Busch 2012). Auch andere (Routine-) Arbeiten der Familien, wie Essen, Bekleiden oder Fürsorge für Kinder und Pflegebedürftige sichern die gesellschaftliche Handlungsfähigkeit und werden hauptsächlich durch die Haushaltsproduktion gewährleistet.

Als gute Analysebasis der Haushaltsproduktion dient die Zeitbudgetforschung. Hier wird die Haushaltsproduktion wirtschaftlich bewertbar gemacht, indem zeitliche Budgets als Berechnungsgrundlage für wirtschaftliche Bezugsgrössen herangezogen werden (Schier & Jurczyk 2008). Erste Konzepte zur Bewertung der Haushaltsproduktion wurden von Becker (1965) sowie Gronau (1977, 1986) entwickelt, anhand derer Zusammenhänge der Haushaltsproduktion als ökonomische Entscheidungsprozesse klassifiziert werden. Dabei werden in die Haushaltsproduktion alle Güter und Dienstleistungen einbezogen, die durch Mitglieder der Familie produziert werden. Die Haushaltsproduktion innerhalb der Familie basiert somit auf der Interaktion der verschiedenen Familienmitglieder; die Bewertung der Familie ist hier jedoch immer auch als systemische Bewertung anzusehen, in der einzelne Akteure nur eine untergeordnete Rolle spielen (Jurczyk 2014).

Die Haushaltsproduktion ist also innerhalb der Familie auf bestimmte Tätigkeiten begrenzt. Becker (1965) bezeichnet die Haushaltsproduktion als verzichtete Einkünfte, die wichtige soziale Kosten darstellen und hauptsächlich aus privaten Tätigkeiten entstehen. Soziale Kosten (engl.: *social costs*) sind Aufwendungen einer wirtschaftlichen Tätigkeit, die nicht in der Erfolgsrechnung des Verursachers erscheinen und demnach Zusatzkosten darstellen. Sie gehen zu Lasten der Allgemeinheit, welche sie nicht verursacht hat. Diese Divergenz zwischen privat anfallenden und volkswirtschaftlichen Kosten führt zu einer ineffizienten Ressourcenallokation (vgl. Endres 1981). Die Gesamtkosten dieser Tätigkeiten entsprechen der Summe der Marktpreise für diese Tätigkeiten (Substitute) und dem verbleibenden Wert des Zeitaufwandes.

Vor diesem Hintergrund schlägt Becker (1965) vor, die indirekten Kosten der Nicht-Arbeitszeit auf der gleichen Grundlage wie Arbeitszeit zu bewerten. Um dies zu tun, basiert sein Ansatz auf der «Full Income»-Methode, die die zur Verfügung stehende Gesamtzeit und das Gesamteinkommen als Grundlage nutzt, sich demnach also auf Erwerbsarbeit und Haushaltsarbeitszeit inklusive Freizeit bezieht. Nach diesem Ansatz sind die Kosten für eine konkrete «Hausarbeit»

- entweder die Summe der Preise des Substitutes, wenn man die «Hausarbeit» selbst produziert, mal dem vergangenen Zeitwert
- oder einfach der Preis des Substitutes, welches anstelle dieser eingekauft wird.

Kritik an Beckers Ansatz wird vor allem dahingehend geübt, dass er die zur Verfügung stehende Zeit der Familie in Haushaltsproduktion und Erwerbsarbeit einteilt, womit die Freizeit nicht explizit von der Haushaltsproduktion getrennt betrachtet werden kann (Gronau 1977). Die definierten Haushaltsgüter sind somit zwar nicht allein auf physische Produkte der Hausarbeit, wie z.B. Mahlzeiten, beschränkt, jedoch findet eine Bewertung der nicht-physischen Produkte, wie z.B. der emotionale Austausch der Familienmitglieder während der Freizeit, in seinem Ansatz lediglich über die verwendete Zeit statt und wird somit nur indirekt einbezogen (Becker 1965).

Der Ansatz von Gronau (1977, 1986) erweitert deshalb den Ansatz von Becker (1965). Zunächst definiert Gronau das Individuum als Nutzenmaximierer¹ und trennt die Freizeit (im Sinne von zu konsumierender Zeit) von der Haushaltsarbeitszeit (der Zeit für die Haushaltsproduktion). Er begründet dies damit, dass Hausarbeit durch Arbeit im Markt substituierbar ist, während Freizeit nicht durch am Markt verfügbare Produkte und Dienstleistungen ausgetauscht werden kann.

Ein Beispiel für die Substituierbarkeit von Haushaltsgütern durch Marktäquivalente ist, empirisch gut belegt, die Kinderbetreuung. So kann die Kinderbetreuung beispielsweise durch eine Kindertagesstätte übernommen werden. Dabei haben die Kosten der Kinderbetreuung einen starken positiven Effekt auf die Haushaltsarbeitszeit: Gronau geht davon aus, dass Haushaltsarbeitszeit erst dann in Erwerbsarbeit umgewandelt wird, wenn der Preis für Substitute im Markt, z.B. für die Kinderbetreuung, geringer ist als die eigenen Produktionskosten. Das bedeutet, dass die Substituierung der Kinderbetreuung im Markt dann einer Einkommenserhöhung gleichkommt. Diese scheinbare Erhöhung des Einkommens führt jedoch zu einer Reduzierung der Erwerbsarbeit, während die Freizeit erhöht wird und die Hausarbeit unverändert bleibt (Gronau 1977, 1986).

Die Konzepte von Becker und Gronau haben gemein, dass sie den gesamten Haushalt betrachten: Sie sind sogenannte «Unitary»-Modelle und unterscheiden nicht zwischen den einzelnen Individuen im Haushalt. Somit wird die Haushaltsproduktion einer Familie anhand einer gemeinsamen Nutzenfunktion bewertet. Eine Nutzenfunktion ist eine mathematische Funktion, die in den Wirtschaftswissenschaften und insbesondere in der Mikroökonomie genutzt wird, um Präferenzen einzelner Marktteilnehmer beschreiben zu können. Anhand einer Nutzenfunktion werden beliebige Güterbündel geordnet, indem ihnen eine Zahl zugeordnet wird: Stärker präferierte Güterbündel erhalten eine grössere Zahl und weisen damit einen höheren Nutzen auf (vgl. Diekmann & Voss 2004). In der Familie unterliegt die Nutzenfunktion zwei Restriktionen, einmal durch das Haushaltsbudget und einmal durch die Haushaltszeit. Mit anderen Worten: Der Nutzen, den eine Familie, betrachtet als ökonomische Einheit, aus dem Haushalt ziehen kann, ist Einschränkungen durch die für den Haushalt zur Verfügung stehende Zeit und das zur Verfügung stehende Budget unterworfen.

¹ Ein Individuum wird als Nutzenmaximierer bezeichnet, wenn er sein zur Verfügung stehendes Budget beim Kauf von Produkten und Dienstleistungen so aufteilt, dass der aus der Kombination der verschiedenen Produkte und Dienstleistungen resultierende Gesamtnutzen so hoch wie möglich ist (vgl. Endres 1981; Giersch 2009).

Die beiden skizzierten Modelle greifen hier nicht weit genug, da sie davon ausgehen, dass homogene Präferenzen der einzelnen Familienmitglieder vorliegen oder ein altruistisches Familienoberhaupt existiert. Es werden zwei Annahmen getroffen:

- Das Haushaltseinkommen ist gepoolt
- und der Haushaltsnutzen wird maximiert.

Komparative Vorteile können so nur über die Produktivität der Erwerbs- und Haushaltsarbeit realisiert werden: Es übernimmt dasjenige Familienmitglied die Haushaltsarbeit, welche sie relativ zu den anderen Familienmitgliedern produktiver und damit günstiger «herstellen» kann. Die Erwerbs- und Hausarbeitszeit zwischen den Familienmitgliedern wird nicht «getauscht», um nicht unnötig Ressourcen zu verschwenden. Die Ressourcenverteilung innerhalb der Familie verbleibt somit in einer Art «Black Box»; der maximale Gesamtnutzen der Familie steht als Bewertungsgrundlage im Vordergrund.

Den «Unitary»-Modellen stehen sogenannte «kollektive» Modelle gegenüber. Sie gehen davon aus, dass die einzelnen Familienmitglieder interagieren, um ihre Präferenzen aufzuzeigen oder miteinander zu verhandeln, also dass sie tauschen können. Die Individualität der Familienmitglieder und damit einhergehende Entscheidungsprozesse werden in den Vordergrund gestellt. Grundvoraussetzung für die Berechnung der «kollektiven» Modelle sind die Beachtung der Nutzenmaximierung des Individuums und der besten externen Alternativen. Es wird die Annahme getroffen, dass nur pareto-effiziente Verhandlungsergebnisse erzeugt werden können, da heterogene Präferenzen der einzelnen Familienmitglieder vorliegen (Chiappori 1991, 1997). Pareto-Effizienz ist ein Kriterium zur Beurteilung der ökonomischen Effizienz einer Verteilung; sie sagt aber nichts über die Gerechtigkeit der Verteilung aus. Eine pareto-effiziente Verhandlung liegt demnach dann vor, wenn man durch einen weiteren Tausch von Gütern keines der beteiligten Individuen besserstellen kann, ohne ein anderes Individuum schlechter zu stellen (vgl. Brunner 2010). Dabei nehmen die «kollektiven» Modelle an, dass es nur zwei Haushaltsmitglieder gibt, die eine Nutzenmaximierung anstreben. Ein effizienter Entscheidungsprozess ist dann gegeben, wenn diese zwei Haushaltsmitglieder einen effizienten Produktionsplan vereinbaren, der eine Verteilung der Haushaltsressourcen beinhaltet. Jedes Mitglied wählt dann freiwillig sein eigenes Bündel an Freizeit–Arbeitszeit und Produktion–Konsum, welches zur eigenen spezifischen Zeit–Budgetbeschränkung passt (Chiappori 1997). Die «kollektiven» Modelle begründen diese Annahmen darauf, dass eine gemeinsame Haushaltsproduktion nur dann zugrundegelegt werden kann, wenn eine Familie zum gemeinsamen Wirtschaften gegründet worden ist. Diese Modelle sind jedoch nur unter der Effizienzannahme und unter dem Einfluss der Nichterwerbseinkommens realisierbar: Das bedeutet, dass diese Modelle davon ausgehen, dass Familien effizient handeln und ein Familienmitglied generell bereit ist, auf einen bestimmten Teil des Einkommens zu verzichten.

Die Haushaltsproduktion wird in allen Modellen wie folgt beschrieben (und durch die zugrunde gelegten Annahmen der entsprechenden Modelle ergänzt):

$$H = p \times h(t_i) - w_i t_i$$

wobei H: Wertschöpfung im Haushalt; p: exogener Marktpreis der Haushaltsgüter (Substitute der Haushaltsgüter am Markt); h(t_i): Produktionsfunktion des Haushalts; w: Lohnsatz; t: Haushaltsarbeitszeit; i: i-tes Haushaltsmitglied.

Das Kriterium der Substituierbarkeit wird bei allen Modellen zur Bewertung der Haushaltsproduktion herangezogen. Um die Haushaltsproduktion feststellen zu können, werden demnach fiktive Geldwerte der Hausarbeit anhand eines Marktsubstitutes gewählt. Diese Substitute bewerten die Hausarbeit mit dem Wert, den eine Fachperson auf dem Markt für die gleiche Tätigkeit erhalten würde (sogenannte Marktkostenmethode, Bundesamt für Statistik 2015a).

Die Substitute für Haushaltsgüter werden in verschiedene Kategorien eingegliedert und berechnet. Sie umfassen die Hausarbeit und Betreuungsaufgaben sowie institutionelle und formelle Freiwilligenarbeit (vgl. Abbildung 1).

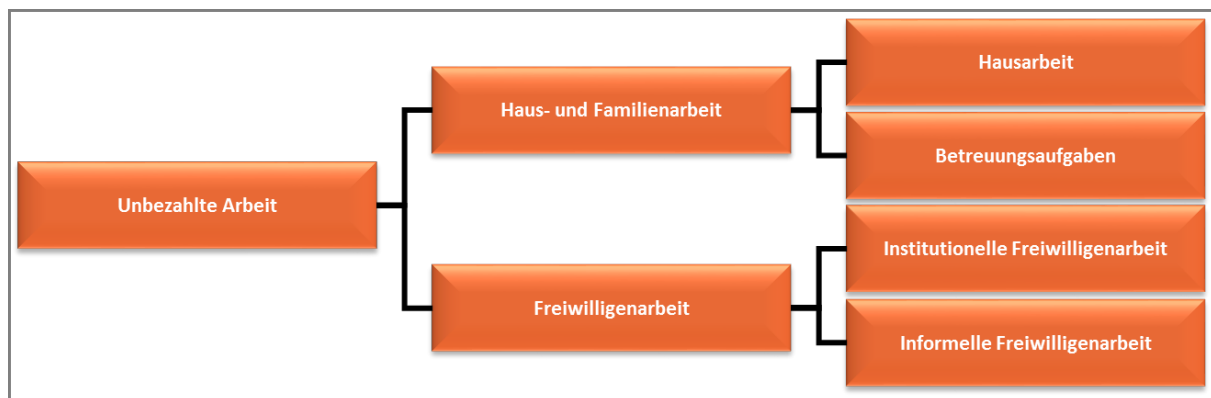


Abbildung 1: Kategorien der unbezahlten Arbeit (in Anlehnung an Bundesamt für Statistik 2004)

Die Haus- und Familienarbeit beinhaltet zwölf Tätigkeitsgruppen: acht für Hausarbeit und vier für Betreuungsaufgaben.

- Hausarbeit beinhaltet
 - Zubereiten von Mahlzeiten
 - Abwaschen
 - Putzen
 - Einkaufen
 - Waschen
 - handwerkliche Tätigkeiten
 - Tier- und Pflanzenpflege
 - sowie administrative Arbeiten.
- Betreuungsaufgaben innerhalb des eigenen Haushalts beinhalten unter anderem
 - die Kinderbetreuung
 - die Betreuung pflegebedürftiger Erwachsener.
- Informelle Freiwilligenarbeit umfasst Tätigkeiten, die privat initiiert werden, wie z.B.
 - Nachbarschaftshilfen
 - Pflegeaufgaben für erwachsene Verwandte oder Bekannte
 - Gartenarbeiten
 - Reparaturarbeiten oder ähnliche.
- Institutionelle Freiwilligenarbeit umfasst Tätigkeiten für eine Organisation, einen Verein oder eine öffentliche Institution, wie z.B.
 - Sportvereine
 - kirchliche Institutionen
 - soziales Engagement bzw.
 - und politisches Engagement in gemeinnützigen Organisationen oder Ähnliches.

Weiter- und Fortbildungen werden weitestgehend ausgeklammert (BFS, 2004, 2015a; Biffi, 1989). Insgesamt fließen in die Haushaltsproduktion hauptsächlich Input-Faktoren ein. Der produzierte Output wird hingegen direkt durch die Familienmitglieder konsumiert.

2.2 Wertschöpfung der Familien in der Schweiz

Die Bewertung der Haushaltsproduktion findet auch in der Schweiz statt. Sie wird mittels des sogenannten Satellitenkontos Haushaltsproduktion (SHHP) ermöglicht. Ein Satellitenkonto ist ein aus der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung herausgelöster Bereich, der mit der Gesamtrechnung übereinstimmt, aber als ökonomisches Phänomen gesondert betrachtet werden kann (vgl. Bundesamt für Statistik 2004 2015a). Es handelt sich hier um eine Input-Bewertung, das heisst dass die Bewertung anhand der Arbeitszeit erfolgt, die für ein bestimmtes Produkt oder eine Dienstleistung aufgewendet werden muss (Biffi 1989).

Das SHHP setzt den Wert der unbezahlten Arbeit mit der gesamten Bruttowertschöpfung der Schweiz in Bezug. Dabei wird das SHHP in drei Schritten berechnet und gestattet so den Vergleich der Haushaltsproduktion über die Jahre hinweg: Zunächst wird das Zeitvolumen der unbezahlten Arbeit für die Gesamtbevölkerung ab 15 Jahren berechnet. Dann wird der monetäre Wert der unbezahlten Arbeit geschätzt und anschliessend die Vergleichbarkeit mit dem Bruttoinlandprodukt (BIP) der Schweiz durch Konzepte der Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung (VGR) hergestellt.

Schematisch ist die Berechnung der VGR folgendermassen aufgebaut (Bundesamt für Statistik 2004, 2015a):

Gesamtwirtschaft (VGR)

–	Anpassungen	
=	modifizierte Gesamtwirtschaft	
	+ Haushaltsproduktion (nicht-VGR)	
	+ Haushaltsproduktion (VGR)	
=	Erweiterte Gesamtwirtschaft	

Bevor die Anwendung des SHHP in 2004 etabliert wurde, um den Wert der unbezahlten Arbeit in Bezug zur gesamten Bruttowertschöpfung der Schweiz zu setzen, fand seit 1997 die Bewertung der Haushaltsproduktion unter dem Modul «Unbezahlte Arbeit» im Rahmen der Schweizerischen Arbeitskräfteerhebung SAKE statt (Bundesamt für Statistik 2004). Die SAKE enthält hierzu einen fünfminütigen Fragenblock zum Thema unbezahlte Arbeit. Im Jahr 1999 wurde im Auftrag des BFS die erste monetäre Bewertung der unbezahlten Arbeit vorgenommen; alle drei bis vier Jahre wird nun der monetäre Wert der unbezahlten Arbeit aktualisiert und Indikatoren zu Umfang und Entwicklung veröffentlicht.

Längerfristig bietet das SHHP somit die Möglichkeit Zeitreihen zu analysieren und Substitutionsprozesse zu quantifizieren. Des Weiteren lässt das SHHP einen Vergleich des Gesamtvolumens der unbezahlten mit dem Gesamtvolumen der bezahlten Arbeit zu (Bundesamt für Statistik 2004).

Betrachtet man nun das letzte in den Daten verfügbare Jahr 2013, so belief sich das Bruttoinlandsprodukt der Schweiz gemäss Produktionsansatz, welcher die generierte Wertschöpfung der Wirtschaftsakteure bestimmt, auf rund 635 Milliarden Franken (Bundesamt für Statistik 2017). Die VGR beläuft sich nach dem oben schematisch gezeigten Berechnungsverfahren auf knapp 968 Milliarden Franken inklusive Haushaltsproduktion. Der erwirtschaftete Wert der unbezahlten Arbeit in Familien der Schweiz betrug rund 401 Milliarden Franken, das bedeutet, dass sich die VGR exklusive Haushaltsproduktion auf 567 Milliarden Franken belief (Bundesamt für Statistik 2015a).

Dies entspricht ca. 8,7 Milliarden Stunden unbezahlter Arbeit. Stellt man dieses SHHP der bezahlten Arbeit mit ca. 7,7 Milliarden Stunden gegenüber, so zeigt sich, dass 14 Prozent mehr Zeit in die unbezahlte Arbeit geflossen sind. Bezogen auf die VGR bedeutet dies, dass rund 41 Prozent der Bruttowertschöpfung inklusive Haushaltsproduktion durch unbezahlte Arbeit erwirtschaftet wurde. Die VGR exklusive unbezahlter Arbeit belief sich dementsprechend auf rund 59 Prozent der Bruttowertschöpfung (Bundesamt für Statistik 2015a).

Insgesamt zeigt sich, wie wichtig die unbezahlte Arbeit ist. Die Grössenordnung, in der sie zur Versorgung und Aufrechterhaltung der Gesellschaft beiträgt, spricht für sich (Mädorin 2010).

Um einen Überblick über die Berechnungsgrundlage des SHHP zu geben, werden in Tabelle 1 die monetäre und zeitliche Bewertung der unbezahlten Arbeit sowie die gesamte Haushaltsproduktion der Jahre 2010 und 2013 gegenübergestellt. Des Weiteren werden die Veränderungen der veranschlagten Zahlen zwischen den Jahren 2010 und 2013 in Prozent ausgewiesen.

Tabelle 1: Monetäre und zeitliche Bewertung der unbezahlten Arbeit (Bundesamt für Statistik 2015b, 2015c). Veränderung von 2010 auf 2013 (Δ): eigene Berechnung.

	Preis (in CHF)		Stunden (in Mio. h)		Haushaltsproduktion (in Mio. CHF)		Δ (in %)
	2013	2010	2013	2010	2013	2010	
Hausarbeiten total	40,63	39,61	6'565	6'286	266'729	248'975	7,1
Mahlzeiten	37,10	36,20	1'829	1'733	67'868	62'732	8,2
Abwaschen	36,80	35,90	750	721	27'611	25'877	6,7
Einkaufen	40,90	39,90	756	734	30'922	29'306	5,5
Putzen	40,80	39,80	1'115	1'060	45'479	42'190	7,8
Wäsche	35,10	34,30	517	491	18'145	16'835	7,8
Handwerkliche Tätigkeiten	49,70	48,50	437	452	21'737	21'945	-1,0
Gartenarbeiten / Haustiere	38,60	37,70	701	683	27'052	25'753	5,0
Administrative Arbeiten	60,70	59,10	460	412	27'917	24'338	14,7
Kinderbetreuung / Pflege total	62,51	61,02	1'490	1'308	93'150	79'834	16,7
Kleinkinder Essen geben, waschen	56,40	55,00	340	297	19'204	16'355	17,4
Mit Kindern spielen, Hausaufgaben machen, begleiten	64,60	63,00	1'107	983	71'533	61'191	16,9
Betreuung, Pflege von Erwachsenen	57,00	55,60	42	28	2'414	1'560	54,7
Freiwilligenarbeit total	61,74	60,44	665	640	41'047	38'687	6,1
Institutionelle	69,80	67,79	317	320	22'113	21'672	2,0
Informelle	54,40	53,10	348	320	18'934	17'015	11,3
Alle unbezahlten Arbeiten	45,98	44,63	8'720	8'235	400'927	367'497	9,1

Insgesamt lässt sich zwischen 2010 und 2013 eine Steigerung der aufgewendeten Haushaltsarbeitszeit und damit einhergehend eine Steigerung der Haushaltsproduktion um 9,1 Prozent feststellen. Man sieht deutlich, dass der monetäre Hauptteil der Haushaltsproduktion auf die Hausarbeit entfällt (2013: 266'729 Mio. Franken [66,5 %]; 2010: 248'975 Mio. Franken [67,7 %]), der zweitgrösste Anteil auf die Kinderbetreuung und Pflege von Erwachsenen im Haushalt (2013: 93'150 Mio. Franken [23,2 %]; 2010: 79'834 Mio. Franken [21,7 %]) und der kleinste Anteil auf die Freiwilligenarbeit (2013: 41'047 Mio. Franken [10,2 %]; 2010: 38'687 Mio. Franken [10,5 %], Bundesamt für Statistik 2015d).

Weitere Analysen des SHHP zeigen auch, dass Frauen zeitlich den Hauptanteil der Haushaltsproduktion stemmen (2013: 241'606 Mio. Franken [61,7 %]; 2010: 225'567 Mio. Franken [63,2 %]) und somit die grosse Last der unbezahlten Arbeit tragen (Tabelle 2). Lediglich bei handwerklichen Tätigkeiten (2013: 66,1 %; 2010: 66,0 %), administrativen Arbeiten (2013: 55,1 %; 2010: 54,4 %) sowie institutioneller Freiwilligenarbeit (2013: 62,4 %; 2010: 63,8 %) haben Männer die Nase vorn (für detaillierte Zahlen siehe Bundesamt für Statistik 2015b, 2015c).

Tabelle 2: Monetäre und zeitliche Bewertung der unbezahlten Arbeit nach Geschlecht (Bundesamt für Statistik 2015b, 2015c). Veränderung von 2010 auf 2013 (Δ): eigene Berechnung.

		Preis (in CHF)		Stunden (in Mio. h)		Haushaltsproduktion (in Mio. CHF)		Δ (in %)
		2013	2010	2013	2010	2013	2010	
Hausarbeiten total	Total	40,63	39,61	6'565	6'286	266'729	248'975	7,1
	Frauen	39,79	38,76	4'094	4'046	162'885	156'806	3,9
	Männer	42,01	41,15	2'472	2'240	103'845	92'169	12,7
Kinderbetreuung / Pflege total	Total	62,52	61,04	1'490	1'308	93'150	79'834	16,7
	Frauen	62,26	60,81	923	808	57'470	49'138	17,0
	Männer	62,93	61,27	567	501	35'680	30'697	16,2
Freiwilligenarbeit total	Total	61,72	60,45	665	640	41'047	38'687	6,1
	Frauen	58,55	56,23	363	349	21'252	19'623	8,3
	Männer	65,55	65,51	302	291	19'796	19'064	3,8
Alle unbezahlten Arbeiten	Total	45,98	44,63	8'720	8'235	400'927	367'497	9,1
	Frauen	44,92	43,35	5'379	5'203	241'606	225'567	7,1
	Männer	47,69	46,81	3'341	3'032	159'321	141'930	12,3

Es zeigt sich, dass die Haushaltsproduktion, trotz einer Verbesserung des Arbeitsanteils von Männern um 12,3 Prozent immer noch stark an den klassischen Geschlechterrollen orientiert ist. Die Arbeitsteilung deutet darauf hin, dass die Hausarbeit hauptsächlich weiblich definiert wird. Dies zeigt sich auch in den gesellschaftlichen Leitbildern und strukturellen Gegebenheiten des Arbeitsmarktes. Der Einfluss des Bildungsgrades, der Erwerbstätigkeit und des sozialen Milieus spielen dagegen bei der Haushaltsarbeitszeitaufteilung eine untergeordnete Rolle (Bundesamt für Statistik 2015e; Häußler & Meier-Gräwe 2012).

Die unbezahlte Arbeit bildet insgesamt einen wichtigen ökonomischen Faktor, wie sich im Vergleich mit anderen Wirtschaftsabschnitten zeigt. Gemäss der NOGA 2008 (Tabelle 3) ist das Zubereiten von Mahlzeiten mit 1'829 Millionen Stunden zeitlich gesehen der grösste Wirtschaftsabschnitt (vgl. Tabelle 1). Die NOGA (Nomenclature générale des activités économiques) «... ist ein

grundlegendes Arbeitsinstrument, um statistische Informationen zu strukturieren, zu analysieren und darzustellen. Diese Systematik ermöglicht es, die statistischen Einheiten «Unternehmen» und «Arbeitsstätten» anhand ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit zu klassieren und konsistent zu gruppieren. Die Realität kann damit so wirklichkeitsgetreu wie möglich, vollständig und ausreichend detailliert abgebildet werden. [...] Die NOGA 2008 umfasst fünf Stufen und unterscheidet 794 verschiedene wirtschaftliche Tätigkeiten, wobei jede Tätigkeit einem sechsstelligen Code entspricht» (Bundesamt für Statistik 2016: 1). Durch die Darstellung der NOGA-Wirtschaftszweige wird umso deutlicher, welche Rolle die Haushaltsproduktion in der VGR spielt. Würde man die Haushaltsproduktion in das BIP aufnehmen, so würde sie den Hauptanteil des BIP ausmachen.

Tabelle 3: Wirtschaftsabschnitte nach NOGA 2008 (Bundesamt für Statistik 2015f). Veränderung von 2010 auf 2013 (Δ): eigene Berechnung.

		Stunden (in Mio. h)						Δ (in %)
		2013			2010			
		Total	Frauen	Männer	Total	Frauen	Männer	Total
A	Land- und Forstwirtschaft	351	93	259	343	84	259	2,3
B-E	Verarbeitendes Gewerbe / Energieversorgung	1'241	304	936	1'263	302	960	-1,7
F	Baugewerbe	600	48	552	580	42	538	3,4
G	Handel, Reparaturgewerbe	998	408	530	1'009	419	590	-1,1
H	Verkehr und Lagerei	380	82	298	373	82	282	1,9
I	Gastgewerbe	381	185	197	421	216	204	-9,5
J	Information und Kommunikation	257	58	200	234	52	182	9,8
K	Kredit- und Versicherungsgewerbe	396	142	254	401	143	258	-1,2
L/N	Immobilien, sonst. wirtschaftliche Dienstleistungen	450	165	286	397	148	249	13,4
M	Freiberufliche, wiss. und techn. Dienstleistungen	628	225	403	577	199	379	8,8
O	Öff. Verwaltung	294	115	179	271	100	171	8,5
P	Erziehung und Unterricht
Q	Gesundheits- und Sozialwesen	833	591	242	764	535	228	9,0
R/S/T	Kunst, Unterhaltung, priv. Haushalte, sonstige Dienstleistungen	355	208	147	360	207	153	-1,4

Eine grössere Reduktion unbezahlter Arbeit, beispielsweise weil Frauen die ihnen zur Verfügung stehende Zeit von der unbezahlten auf die bezahlte Arbeit umlagern, hätte somit grosse Auswirkungen auf die VGR. Nehmen wir z.B. die Betreuung von Kindern. Diese Form der unbezahlten Arbeit benötigte im Jahr 2013 rund 1'450 Millionen Stunden unbezahlter Arbeit (vgl. Tabelle 1) und verbrauchte damit mehr Arbeitszeit als das gesamte verarbeitende Gewerbe / die Energieversorgung der Schweiz mit rund 1'250 Millionen Stunden im Jahr 2013 (vgl. Tabelle 3; Bundesamt für Statistik 2015f). Reduziert nun die Frau z.B. die Kinderbetreuung um 15 Prozent, müssten rund 134 Millionen Stunden pro Jahr von der bezahlten Arbeit abgefangen werden, also als Dienstleistung entgeltlich im Markt erworben werden (Bundesamt für Statistik 2015c). Dies entspricht einem monetären Wert von 8,347 Milliarden Franken oder 0,9 Prozent der VGR inklusive bzw. 1,5 Prozent der VGR exklusive Haushaltsproduktion. Würde hingegen die gesamte Kinderbetreuung auf die

Gesellschaft umgewälzt, würde dies sogar 9,3 Prozent der VGR inklusive bzw. 16,4 Prozent der VGR exklusive Haushaltsproduktion ausmachen.

Als Konsequenz würde ausserdem das Wachstum des BIP überschätzt, da die vorherige unbezahlte Arbeit als bezahlte Arbeit nun dem BIP zugerechnet würde. Dazu käme es, da das BIP alle Güter, das heisst Waren wie Dienstleistungen einbezieht, die in der Schweiz innerhalb eines Jahres produziert werden. Da die Kinderbetreuung bislang im SHHP aufgeführt und nicht dem BIP als Dienstleistung zugeordnet wurde, hat die Umverteilung keine Auswirkungen auf die VGR. Jedoch würde das BIP durch die Umverteilung von unbezahlter Arbeit in Erwerbsarbeit unverhältnismässig stark wachsen; die Kinderbetreuung wäre im genannten Umfang nicht länger Teil der Haushaltsproduktion, sondern der Wirtschaftsleistung.

Hier zeigt sich, welchen Einfluss eine Verlagerung eines Teils der unbezahlten Arbeit auf die VGR und auch das BIP hat. Eine Umwandlung von unbezahlter in bezahlte Arbeit bedeutet einen enormen wirtschaftlichen Aufwand. Um die Pflege von Kindern auch nur annähernd gewährleisten zu können, müssten entsprechende Stellen geschaffen und Gelder der öffentlichen Hand umverteilt werden. Dies würde das Gemeinwesen und die Wirtschaft vor eine Mammutaufgabe stellen. So sagte bereits Mädorin (2010: 93): «Eine substantielle Entlastung der Frauen von unbezahlter Arbeit setzt Veränderungen voraus, die Verschiebungen in der Wirtschaftsstruktur, wie wir sie in den letzten zwei Jahrzehnten vom Industrie- zum Finanzsektor erlebt haben, relativ bescheiden aussehens lassen».

2.3 Kritik an der ökonomischen Betrachtung der Familie als Wertschöpfer

Die beschriebenen Modelle zur Berechnung der Wertschöpfung der Familie reflektieren traditionelle Familienbilder. Diese rein wirtschaftliche Bewertung der Familie als Wertschöpfer greift jedoch nicht weit genug, denn sie bilden nur diejenigen Tätigkeiten ab, die im Markt substituierbar sind (Schier & Jurczyk 2008).

Einige Einwände liegen auf der Hand. So werden als Grundlage der Bewertung meist nur die Herstellungsleistungen der Elternteile herangezogen. Generell werden somit Aktivitäten wie persönliche Ruhezeiten, Freizeitaktivitäten, Mediennutzung, Gespräche oder Besuche ebenso ausgeklammert wie Aus- oder Weiterbildungen (Bundesamt für Statistik 2004).

Zudem ist die Haushaltsproduktion und sind Hausarbeiten und Freiwilligenarbeit nicht familien-spezifisch, sondern in jeder Wohngemeinschaft und jedem Single-Haushalt anzutreffen.

Schwerer wiegt indessen, dass die Familie heute zu einem Projekt geworden ist, welches höchst wandelbar ist und abhängig vom Familienverlauf und der unterschiedlichsten Familienkonstellationen besteht. Die Bewertung der Wertschöpfung anhand der unbezahlten Arbeit von Männern und Frauen im Haushalt erscheint damit grundsätzlich nicht mehr zeitgemäss (Jürgens & Voß 2007), da die Veränderbarkeit der Familie aufgrund des gesellschaftlichen Wandels nicht mit einbezogen wird (Schier & Jurczyk 2007). Die Familie im heutigen Verständnis ist nicht mehr uneingeschränkt an das klassische traditionell geprägte Familienbild der Gesellschaft angelehnt (Nelson 2006). Es findet eine Loslösung von genau diesem Familienbild statt. Ein Bedeutungsverlust von Blutverwandtschaft, Ehe und traditioneller Arbeitsteilung hält Einzug (Jurczyk 2014). Werte, Normen und Regeln sind keinesfalls mehr als gesetzt anzusehen und werden durch einzigartige Lebensentwürfe verändert.

Darüber hinausgehend umfassen die Wertschöpfungsprozesse von Familien ganz unterschiedliche Handlungsdimensionen und Interaktionen zwischen den Handlungsdimensionen, die in der ökonomischen Betrachtung unberücksichtigt sind. Zur Verfügung stehen Familien Zeit, Ressourcen und die Priorisierung der Bedürfnisse innerhalb der Familie bzw. zwischen den Familienmitgliedern. Die alltägliche Lebensführung findet vor allem zeitlich, räumlich, sachlich bezogen auf Arbeitsgegenstände, sozial bezogen auf Arbeitsteilung, medial bezogen auf die Zuhilfenahme von Hilfsmitteln, emotional sowie kognitiv bezogen auf das Wissen und die Wahrnehmung statt (Jurczyk 2014). Diese Komponenten, die die emotionale und körperliche Dimension der Familie beschreiben, werden in der rein wirtschaftlichen Bewertung der Familie als Wertschöpfer nicht einbezogen, stellen aber eine der wichtigsten Komponenten der Familie dar. Die Familie als soziale Institution ist nicht länger nur etwas das man «hat», man muss auch etwas dafür «tun», damit sie bestehen bleibt.

So ist zum Beispiel die Familienmahlzeit nicht als die reine Produktion bzw. der reine Konsum des Essens zu bewerten. Während der Familienmahlzeit kommt es auch zur Interaktion zwischen den Familienmitgliedern. Die Familienmahlzeit stellt ebenfalls einen Ort des Austausches, der Zuwendung und der emotionalen Bindung dar (Häußler & Meier-Gräwe 2012). Solche komplexen Prozesse lassen «Familie» erst entstehen: Sie «stellen sie her», sind dabei jedoch nicht immer zielgerichtet intentional und geplant, sondern finden beiläufig statt.

Dabei konkurriert die Zeit mit der Familie mit der Zeit, die für die Erwerbsarbeit aufgebracht wird (Jürgens & Voß 2007). Die Zeit mit der Familie wird daher intensiver genutzt, indem mehrere Leistungen gleichzeitig erbracht werden, oder muss spontan stattfinden, wenn sich die Gelegenheit während einer anderen Tätigkeit im Haushalt bietet (Jurczyk 2014).

Bei nahezu allen Interaktionen innerhalb der Familie ist somit der Übergang zwischen dem Erfüllen einer «ökonomisch bewertbaren Dienstleistung», wie z.B. der Essenszubereitung, und der Beziehungsarbeit und der körperlichen sowie emotionalen Präsenz eines Familienmitglieds, die selbst Teil der «Dienstleistung» wird, fließend (Mädorin 2010). Diese dürfen bei der oben gezeigten Berechnung der Wertschöpfung durch die Familie nicht ausser Acht gelassen werden. Es braucht Zwischenmenschlichkeit, Freundlichkeit und andere Faktoren der Familienarbeit, die bei der unbezahlten Arbeit nicht als Arbeit empfunden wird.

Zeit, Energie und ein gewisses Mass an Beziehungskontinuität will bei einer Verlagerung auf die bezahlte Arbeit monetär entlohnt werden – wohlgermerkt wäre dies somit innerhalb der ökonomischen Sichtweise relevant, also ohne einen Wechsel des Denk- und Bewertungsmodells anzunehmen. Dies nimmt wiederum einen stärkeren Einfluss auf die Berechnungsgrundlage. Im oben genannten Fall der Kinderbetreuung geht es zwar generell um die tägliche Versorgung, aber auch gleichzeitig um die Verantwortung für das Kind, es zu einem gesellschaftsfähigen Individuum heranzuziehen. Die unbezahlte Arbeit einer Familie leistet dies ohne zusätzlichen monetären Aufwand. Die Zwischenmenschlichkeit (Intersubjektivität) trifft also bei der Umlagerung auf personenbezogene Dienstleistungen an ihre Grenzen (Mädorin 2010), da nicht davon ausgegangen werden kann, dass durch die Substitution mit Gütern am Markt die gleiche Zwischenmenschlichkeit erzeugt wird wie bei der freiwilligen und unbezahlten Haushaltsproduktion.

Versteht man die Familie demnach als System, das fragil und wechselhaft ist, da es auf nicht immer planbaren Interaktionen und Handlungsmustern beruht, dann kommt dieses System nicht ohne gemeinsame Handlungen, Ressourcen, Emotionen und Deutungen aus und ist damit stör-

anfällig (Schier & Jurczyk 2008). Die Bedingungen, um eine Familie zu schaffen und aufrechtzuerhalten, die wiederum wertschöpfend handeln kann und eine Haushaltsproduktion im Sinne der ökonomischen Modelle ermöglicht, ist qualitativ gefüllt mit emotionalen Ressourcen der gegenseitigen Aufmerksamkeit und Fürsorge, um stabile Rahmenbedingungen für die Familie zu schaffen.

Gleichzeitig ist eine strukturelle Anpassung innerhalb der Familien wahrnehmbar: Die klassische Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern bzw. Akteuren innerhalb der Familien wird immer weiter aufgeweicht (Jurczyk 2014). So zeigt sich zum Beispiel bei alleinerziehenden Müttern und Vätern, dass sie sich ein Netzwerk an Hilfen aufbauen, um die Versorgung der Kinder sicherzustellen und eine familienähnliche Struktur aufrecht zu erhalten (Nelson 2006). Familie beinhaltet demnach mehr als Eltern und ihre minderjährigen Kinder. Familie definiert sich durch ein besonderes Netzwerk von Individuen, in deren Zentrum eine persönliche und verlässliche emotionale Beziehung steht (Schier & Jurczyk 2007). So dreht sich Familie nicht länger um traditionelle Geschlechterrollen oder die Ehe bzw. das Zusammenleben in einem einzigen Haushalt: Die Familie ist nicht mehr statisch mit einem Haushalt an einem einzigen Ort gleichzusetzen (Jurczyk 2014). Familie entsteht heute auch über verschiedene Haushalte hinweg, sie ist flexibel und wird durch die Mitglieder innerhalb der Familie definiert (Schier & Jurczyk 2008).

Zusätzlich weisen die einzelnen Familienmitglieder in ihrer Stellung innerhalb der Familie unterschiedliche Machtpositionen und Ressourcen auf und sind durch ihre individuellen Zeitbedürfnisse und Perspektiven charakterisiert (Jurczyk 2014). Die Familie bildet ein emotionales und persönliches Netz aus Austauschhandlungen, das gleichzeitig mehrere individuelle Lebensentwürfe mit unterschiedlichen Strukturen, Bedürfnissen und Interessen abdeckt, die in Einklang gebracht werden müssen (Schier & Jurczyk 2008). Die Familie ist demnach keine selbstverständliche Ressource mehr, sondern muss jeden Tag neu belebt werden. Der Kern der Herstellungsleistung ist demnach die Familie selbst (Jurczyk 2014).

Die Bewertung von «Doing Family» muss also nicht nur die Herstellungsleistung von Familien heranziehen, sondern auch die Praktiken und Gestaltungsleistungen der Familienmitglieder (Frauen, Männer, Kinder, Jugendliche sowie ältere Menschen). Die vorhandenen Modelle könnten auf Grundlage einer fundierten Datenbasis weiterentwickelt werden und Variablen, die bisher keine Beachtung in der Wertschöpfung von Familien gefunden haben, Einzug halten: Hierzu zählen die wirtschaftliche Lage, der Gesundheitszustand und die Ernährung, die emotionale Beziehung zwischen Eltern und Kindern, die Erziehungsprinzipien, die Ausbildung der Kinder und die Freizeitgestaltung sowie die Festigkeit, Lockerung und Auflösung der Familie, auch bezogen auf das Verhältnis zwischen den Generationen und ihre Verbundenheit (Toppe 2014). Erst nach der Klärung der Leistungsfähigkeit der Familie können individualisierte und/oder sozialpolitische Massnahmen angewendet und bewertet werden. Somit kann nur die Weiterentwicklung der Modelle zu einer effektiveren Unterstützung von Familien mit Unterstützungsbedarf führen (Rinklake 2010).

2.4 Nutzwert-Analysen als denkbare Weiterentwicklung des Wertschöpfungsmodells für Familien

Wie könnten ökonomische Modelle verbessert werden, um die Besonderheiten der Wertschöpfung in der Familie mit abzubilden? Während eine ausführliche Diskussion im gegebenen Rahmen nicht möglich ist, sollen einige Hinweise nachstehend festgehalten werden.

Die Bewertung von «Doing Family» muss wie gezeigt nicht nur die Herstellungsleistung von Familien heranziehen, sondern auch die Praktiken und Gestaltungsleistungen der Familienmitglieder (Frauen, Männer, Kinder, Jugendliche sowie älteren Menschen), mit denen die Familie im Alltag gestaltet wird (Schier & Jurczyk 2008). Eine ökonomische Betrachtung der Familie als Wertschöpfer muss, soll sie der Leistung der Familie gerecht werden, möglichst umfassend sein.

Die vorhandenen Modelle könnten dafür auf Grundlage einer fundierten Datenbasis weiterentwickelt werden und Variablen, die bisher keine Beachtung in der Wertschöpfung von Familien gefunden haben, Einzug halten. Dabei spielen einige Variablen eine eher untergeordnete Rolle, während andere Variablen gerade in der Bewertung des Prozesses «Doing Family» eine stärkere Bedeutung zugemessen werden können.

Grundsätzlich können zudem erst nach der Klärung der Leistungsfähigkeit der Familie individualisierte und / oder sozialpolitische Masse angewendet und bewertet werden. Somit kann nur die Weiterentwicklung der Modelle auch zu einer effektiveren Unterstützung von Familien mit Unterstützungsbedarf führen (Rinklake 2010). Im Moment bieten die Wertschöpfungsmodelle dafür, ausser im Sinne einer allgemeinen Würdigung der enormen Produktionsleistung durch die beschriebenen unentgeltlichen Leistungen der Familie, keine Handhabe.

Ein erster Schritt bestünde in der Ermittlung, wen die Mitglieder einer Familie zum Familienbild zählen und welche Aufgaben und Werte diesen Mitgliedern zugesprochen werden (Nelson 2006). Im Vordergrund steht die Leistungsfähigkeit und Anpassungsbereitschaft der Familie. Ein Blick auf die Fähigkeiten und Potenziale der Familienmitglieder rückt in den Fokus. Dabei wird das Familienbild durch verschiedene Faktoren geprägt: Hierzu zählen die wirtschaftliche Lage, der Gesundheitszustand und die Ernährung, die emotionale Beziehung zwischen Eltern und Kindern, die Erziehungsprinzipien, die Ausbildung der Kinder und die Freizeitgestaltung sowie die Festigkeit, Lockerung und Auflösung der Familie, auch bezogen auf das Verhältnis zwischen den Generationen und ihre Verbundenheit (Toppe 2014).

Als Grundlage der Erweiterung könnten dann beispielsweise Kosten-Nutzwert-Analysen dienen (engl.: *cost utility analysis*), wie sie bereits bei gesundheitsökonomischen Analysen eingesetzt werden. Die Kosten-Nutzenwert-Analyse ist eine ökonomische Analyse, die den monetären Kosten einer Leistung ihren Nutzen respektive Nutzenwerte gegenüberstellt (Schöffski & Greiner 2012). Dabei drückt der Nutzwert eine Präferenz der Zielgruppe aus, z.B. den Gesundheitszustand, der mit einer geeigneten Messgrösse wiedergegeben und beziffert wird.

Die häufigste Anwendung findet die Kosten-Nutzenwert-Analyse im Zusammenhang mit der Beurteilung der Lebensqualität von Individuen. Der Wert des Nutzens kann dabei in einem Bereich von 0 (kein Nutzen) bis 1 (maximaler Nutzen) liegen. Als Wirksamkeitsmass hat sich hier im Gesundheitsbereich die Masseinheit der qualitätsbereinigten Lebensjahre (*quality-adjusted life-years*, QALY) etabliert. Sie basiert auf der Erwartungsnutzentheorie nach von Neumann und Morgenstern, bei der die Nutzenmasse den aufzuwendenden Kosten gegenübergestellt werden (Schöffski & Greiner 2012). Die QALY bezieht, wie der Name sagt, neben der Lebenserwartung die Lebensqualität des Individuums mit ein. Die qualitätsbereinigten Lebensjahre ergeben sich dabei durch die Multiplikation des Nutzenwertes mit der Lebenserwartung. Erreicht wird so eine Normierung, die unabhängig von einer bestimmten Indikation ist und dabei Vergleiche über verschiedene Individuen hinweg wie auch Entscheidungen im Einzelfall erlaubt. Durch die indikationsunabhängige Normierung der Ergebnisse ermöglicht QALY den Vergleich verschiedener Massnahmen.

In der klassischen ökonomischen Sichtweise wird bei der Entscheidungsfindung, ob z.B. eine bestimmte Therapie gegeben werden soll oder nicht, dasjenige QALY-normierte Nutzenmass bevorzugt, welches die minimalsten Kosten pro normiertem Nutzenwert aufweist bzw. die Anzahl der normierten Nutzenwerte pro fixer monetärer Einheit maximiert (Schöffski & Greiner 2012). Eine «mechanische» Entscheidung nach diesen Kriterien wird jedoch in der Literatur teilweise kritisiert und eine Gesamtwürdigung dringend empfohlen in dem Sinne, dass ein Nutzenmass eine Entscheidung zwar informiert, sie aber nicht determiniert: Denn die Analyse muss nicht nur die Zahl der wählbaren Alternativen einschränken, sondern auch mit der Heterogenität wünschenswerter Präferenzen zurechtkommen (Adler & Posner 2006: 25–100).

Zur Veranschaulichung des QALY-Konzeptes dient folgendes Beispiel (Abbildung 2).

Eine Frau tritt mit 77 Jahren in ein Alters- und Pflegeheim ein. Ihre Lebenserwartung ohne weitere Massnahmen beträgt noch 19 Jahre mit einer numerischen Bewertung der Lebensqualität von 0,7. Durch die mögliche Einstufung in eine höhere Pflegestufe hätte das Pflegepersonal mehr Zeit, sich um den Gesundheitszustand der Bewohnerin zu kümmern und zusätzlich den sozialen Kontakt zu fördern. Diese Massnahme der höheren Pflegestufe würde zu einer Erhöhung der Lebenserwartung um 2 Jahre und zu einer Verbesserung des Lebensqualitätsmasses auf 0,9 führen. Ohne die Erhöhung der Pflegestufe belief sich der Nutzen auf: $19 \times 0,7 = 13,3$. Mit der Massnahme «höhere Pflegestufe» belief sich der Nutzen auf: $21 \times 0,9 = 18,9$. Die QALY würde sich daraus wie folgt berechnen: $19 \times (0,9 - 0,7) + 2 \times 0,9 = 5,6$ QALY.

Unter der Annahme, dass die höhere Pflegestufe 50'000 Franken kosten würde, ergäbe sich ein Kosten-Nutzenwert von $50'000 \text{ CHF} \div 5,6 \text{ QALY} = 8'928,57$, d.h. ein weiteres lebensqualitätsadjustiertes Jahr kostet rund 9'000 Franken. Auf diese Weise kann eine Gegenüberstellung mit anderen, alternativen Massnahmen erfolgen. Aus ökonomischer Sicht würde man wie erwähnt klassischerweise die Massnahme vorziehen, die einen höheren Kosten-Nutzenwert aufweist.

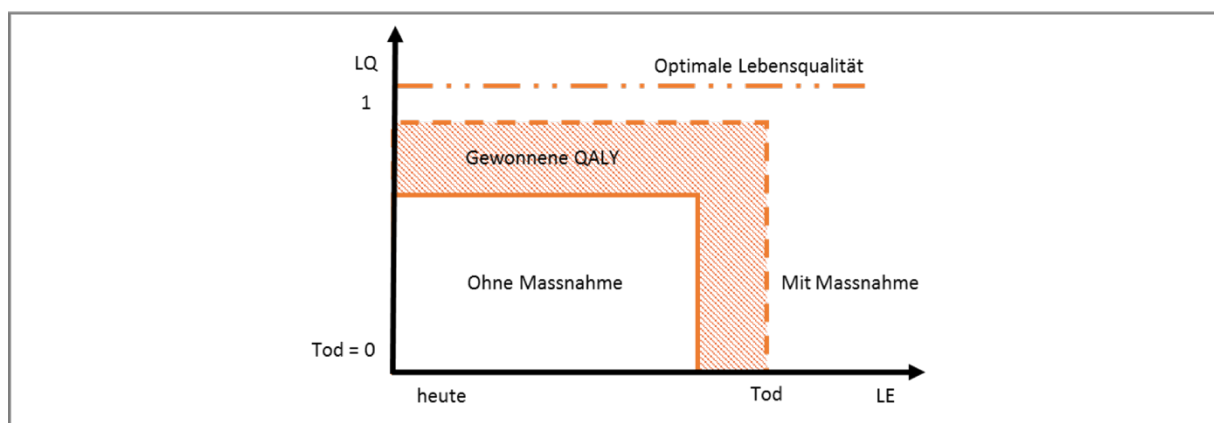


Abbildung 2: QALY – Einfluss einer Massnahme auf Lebenserwartung und Lebensqualität, in Anlehnung an Schöffski & Greiner 2012

Wie lassen sich diese Überlegungen aus der Gesundheitsökonomie auf «Doing Family» übertragen?

Eine naheliegende Überlegung betrifft die Übertragung auf Unterstützungsleistungen für Familien. Konkret würde dies bedeuten, dass nicht nur die Dauer einer Massnahme und ihre Kosten bewertet werden, sondern auch die Verbesserung der Familienqualität eingeschätzt und einbezogen werden könnte.

Jedoch bedarf es hierzu, und das ist die Pointe im Hinblick auf die ökonomischen Modelle der Wertschöpfung in der Familie, zunächst einer Möglichkeit, das Verfahren sinnvoll auf «Doing Family» zu übertragen und geeignete Bewertungsdimensionen für den Nutzen (*utility*) festzulegen. Familien sind wie beschrieben funktionalistisch nicht wirklich zu erfassen, sie stellen keine «Gesundheit her» und immaterielle Güter, die sich normalerweise einer Quantifizierung entziehen, spielen eine zentrale Rolle. Soll ein Vergleich z.B. mittels QALY-ähnlichen Konzepten generell ermöglicht werden, muss zunächst die Komplexität der Entscheidungssituation reduziert werden. Hierdurch gehen Informationen verloren, die in einer detaillierteren Erfassung einbezogen werden könnten. Des Weiteren betrachtet das QALY-Konzept immer nur einen Durchschnittswert vieler Individuen und nie ein einzelnes Individuum, wie es der Einfachheit halber oben im Beispiel beschrieben worden ist, und beruht damit auf einer Allokation.

Die Verwendung von Kosten-Nutzenwert-Analysen stellen damit immer einen Kompromiss dar, um eine Entscheidung zu bewerten (Schöffski & Greiner 2012). Gerade für die Bewertung der Familie wären dabei viele und komplexe Dimensionen zu berücksichtigen, nicht zuletzt im Bereich der immateriellen Güter, die Familien herstellen. Nichtsdestotrotz ermöglicht diese Analyse-methode den Einbezug des jeweiligen Individuums mittels subjektiver Bewertung der Massnahmen und spricht dem für ihn erzielten Nutzen einen angemessenen Stellenwert zu (Schöffski & Greiner 2012).

Sehr herausfordernd wird es sein, im Hinblick auf Familien einen normativen Massstab für den Nutzen zu definieren. Die Gesundheitsökonomie bedient sich wie gesehen des Konstruktes «Lebensqualität» und kombiniert damit objektive Bedingungen – den Gesundheitszustand, zu erbringende Leistungen der medizinischen Versorgung und Pflege – mit subjektiven Präferenzen und der Lebenserwartung. Es liegt dabei stets eine gesundheitsbeeinträchtigende Situation vor, die den Ausgangspunkt bildet, verbunden mit einer beurteilenden Entscheidung über ein «Investment», nämlich die Finanzierung einer Massnahme.

Um die Nutzwertdimension für Familien so operationalisierbar zu machen, dass es möglich wird, Aussagen über die Wertschöpfung zu treffen, wären im Sinne eines «Proof of Concept» erhebliche theoretische, konzeptuelle und empirische Anstrengungen nötig. Wir haben in der Literatur noch keine Vorstösse in dieser Richtung finden können. Zu definieren wäre die x-Achse in Abbildung 2: Was tritt an die Stelle der Lebenserwartung, um mit der Lebensqualität ins Verhältnis gesetzt zu werden? Beantwortet werden müsste entlang dieser Achse die Frage, was für einen Nutzen die Betreuung durch die Eltern für das Kind hat.² Man kann hier sicherlich an den Raum denken, den ein Kind zur Verfügung hat, um sich zu entwickeln, an Partizipation, Integration oder Teilhabe-chancen. Doch bis zur Operationalisierung dieser zentralen Nutzendimension ist es ein weiter Weg.

² Der Hinweis sei angebracht, dass es nicht einfach um Opportunitätskosten gehen kann, also darum, wie stark die Eltern durch die Kinderbetreuung daran gehindert sind, anderweitig Einkommen bzw. Wertschöpfung zu erzielen. Dies würde zu einem Aufrechnen von unentgeltlich und entgeltlich geleisteter Kinderbetreuung führen. Ökonomisch gesehen geht es um ein anderes Anliegen, nämlich die Besonderheiten der Wertschöpfung in der Familie abzubilden. Der Nutzen, der für die Herstellung der Familie durch die Betreuung entsteht, ist auch im Sinne von «Doing Family» die relevante Frage.

3 Der Leistungserstellungsprozess in der Familie

Zunächst ist also zu klären, was Familien brauchen, um als Familien zu funktionieren. Betriebswirtschaftlich betrachtet rückt mit dieser Frage der «Leistungserstellungsprozess» in der Familie ins Zentrum des Interesses. Leistungserstellungsprozesse sind jene Prozesse, mit denen ein Unternehmen seine Leistungen und Produkte erstellt – mithin das Herzstück, der Nukleus eines Unternehmens. Alle anderen Prozesse wie das Management, Marketing, Kunden- und Lieferantenbeziehungen, die Qualifikation von Mitarbeitenden oder das Controlling und Risikomanagement sind auf den Leistungserstellungsprozess hin orientiert: Sie dienen der Planung und Vorbereitung, der Unterstützung und Kontrolle bzw. der Nachbereitung und Bewertung derjenigen Prozesse, mit denen ein Unternehmen seine Kernleistungen hervorbringt (vgl. Bea, Dichtl & Schweitzer 2006). Der Leistungserstellungsprozess ist somit mehr als die bereits beschriebene Wertschöpfung in der Familie. Diese macht nur einen kleinen Teil aus: Die Leistungserstellung in Gänze geht weit darüber hinaus.

Es erfolgt hier mithin ein Wechsel von der Makro- hin zu einer betrieblichen, prozess- und produktorientierteren Perspektive.

Damit fragt sich, was es denn ist, das eine Familie «produziert». Wie bereits dargestellt lautet die Grundannahme von «Doing Family», dass Familie alltäglich neu gestaltet und hergestellt werden muss. Das Produkt des Leistungserstellungsprozesses in der Familie ist die Familie selbst. Doch was bedeutet das?

Die Antwort darauf erfolgt in drei Teilen. Zunächst einmal lassen sich Prozessschritte in Familien charakterisieren, analog zu den Prozessschritten eines Leistungserstellungsprozesses in Unternehmen: Schritt für Schritt zum Produkt. Die Familiensoziologie spricht von «Routinen», im Sinne von: «Dies hier muss getan werden». Von dort aus lässt sich eine Verbindung schlagen zu einer «betriebswirtschaftlichen» Darstellung. Als Nächstes würde in einem Unternehmen die Qualität der erstellten Produkte und Leistungen beurteilt und gegebenenfalls nachgesteuert werden: Familien nehmen für die Handlungen ihrer Mitglieder Bewertungen und Sinnstiftungen vor. Dies macht ihre Identität aus und erst dies macht das, was sie tun, zur «Familie» – ein Beispiel dafür sind die in der Familiensoziologie beschriebenen «Rituale», im Sinne von: «Das sind wir».

Schliesslich ist zu berücksichtigen, dass Familien sehr unterschiedlich sind und dementsprechend auch die Routinen und Rituale in Familien äusserst vielfältig ausfallen. Soll die Herstellungsleistung von Familien im Sinne von Leistungserstellungsprozessen konkret beschrieben werden, gibt es eine im Prinzip endlose Reihe von Anwendungsfällen. Sie umfassend zu würdigen ist nicht möglich. Stattdessen erfolgt im dritten Schritt eine Annäherung an dieses Phänomen, und zwar über die sozialen Milieus von Familien. Wichtig ist dazu anzumerken, dass diese sozialen Milieus nicht festgeschrieben sind und sich ebenfalls in einem stetigen Wandel befinden; auch gibt es Mobilität zwischen den Milieus. Auf diese Aspekte wird später jedoch nicht mehr gesondert eingegangen.

3.1 Prozesselemente

Unabhängig von konkreten Familienformen, Familienmodellen, Schichtzugehörigkeiten, milieuspezifischen Realisierungsformen usw. kann ein generisches Modell des Leistungserstellungsprozesses in Familien aufzeigen, wie Familie hergestellt wird.

Als Beispiel sei ein Vorgang herangezogen, wie er sich täglich tausendfach in den Familien abspielt: Ein Kind soll abends ins Bett gebracht werden. Um des Modells Willen sei angenommen, dass dies das «Produkt» ist, für das wir uns interessieren.

Es kann dann eine Folge von Aktivitäten mit einem Anfang und einem Ende beschrieben werden: ein Prozess der Leistungserstellung (Abbildung 3).

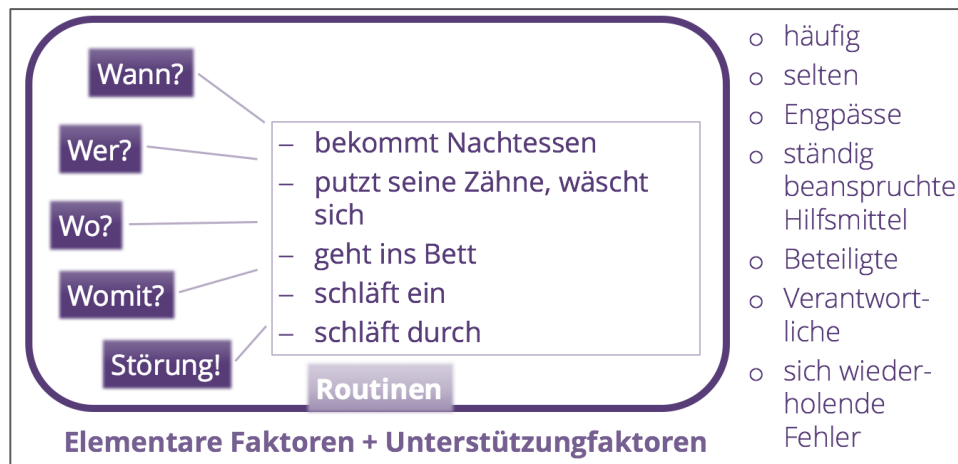


Abbildung 3: Leistungserstellungsprozess in der Familie am Beispiel «ein Kind geht zu Bett». Eigene Darstellung in Anlehnung an Linnemann 2014 sowie Bea, Dichtl & Schweitzer 2006.

Die Reihenfolge sei wie in Abbildung 3 angegeben: Das Kind bekommt ein Nachtessen, es wäscht sich und putzt die Zähne, geht dann ins Bett, schläft ein und idealerweise schläft es auch durch.

Um den Leistungserstellungsprozess zu beschreiben, der dahintersteht, müssen die Prozessparameter festgehalten werden. Sie sind in der Abbildung links aufgeführt:

- **Wann** passiert all dies? Damit ist die Uhrzeit gemeint, aber auch die Chronologie und der zeitliche Abstand zwischen den einzelnen Prozessschritten sowie der «Bearbeitungszeitraum» für jeden Schritt. Dies kann je nach Familie ganz verschieden aussehen.
- **Wer** ist am jeweiligen Prozessschritt beteiligt? Putzt das Kind z.B. allein seine Zähne oder ist jemand dabei? Wer nimmt am Nachtessen teil, und in welcher Funktion und Rolle? usw.
- **Wo** findet das Ganze jeweils statt? Was ist der Ort der Leistungserstellung? Gibt es das Znacht auf der Rückbank im Auto, auf dem Weg nach Hause oder am gemeinsamen Esstisch? Und wie ist es am Ausführungsort: sehr ordentlich und geregelt, belebt und lebenswürdig-chaotisch usw., ist es in der Stadt, auf dem Land, in was für einem Zimmer etc.
- **Womit** erfolgt der Prozessschritt? Welche Hilfsmittel, Rohstoffe, Materialien, Vorprodukte sind vorhanden, um jeden Schritt durchzuführen, und in welcher Menge und Qualität? Was gibt es z.B. für Speisen, in welchem Zustand ist die Zahnbürste etc.
- **Störungen** gibt es immer wieder. In jedem Prozessschritt können typische Fehler und Verzögerungen auftreten.

Mit diesen Informationen lässt sich schon einiges anfangen, vor allem wenn die Beobachtungen über die konkrete Situation hinaus verallgemeinert werden. Dabei sind die Kategorien nützlich, die rechterhand in Abbildung 3 aufgeführt sind:

- Was kommt besonders häufig vor, wird besonders häufig getan? Hier liegt möglicherweise ein definierendes Element für die Familie, ein Kernprozess und eine «Kernqualifikation».
- Was ist selten? Vielleicht gibt es hier einen blinden Fleck oder eine Möglichkeit, etwas anders zu machen als bisher.
- Wo zeigen sich Engpässe? Vielleicht könnte der Prozess an diesen Stellen entzerrt werden; eventuell muss etwas schneller gehen, vielleicht aber auch langsamer und sorgfältiger.
- Was sind die ständig beanspruchten Hilfsmittel? Was essenziell ist, muss in ausreichendem Mass vorhanden sein und oft genug gepflegt, ersetzt oder ausgewechselt werden. Andere Dinge sind vielleicht zweitrangig, vielleicht sogar überflüssig?
- Wer ist beteiligt? Auch wie stark beansprucht jemand im fraglichen Prozessschritt ist, spielt eine Rolle.
- Wer ist verantwortlich? Möglicherweise trägt jemand die Verantwortung für einen Prozessschritt, der nicht einmal daran beteiligt ist, oder die Verantwortlichkeit ist unklar.
- Welche Störungen und Fehler wiederholen sich? Zu verstehen wie es dazu kommt bringt vielleicht Ideen ins Spiel, wie es anders gemacht werden könnte.

Auf diese Weise, mehr oder minder direkt der betriebswirtschaftlichen Literatur entlehnt, kann der Leistungserstellungsprozess in der Familie beschrieben werden. Das Bild ist aber noch nicht vollständig, denn bis hierhin wären nur die sogenannten elementaren Faktoren und Unterstützungsfaktoren erfasst.

Aber führen sie zu einem «guten» Produkt?

Die Bewertung, was «gut» ist, nehmen Familien selbst vor. Es ist Teil ihrer Identität, gemeinsamen Sinn zu stiften, gemeinsam Dinge zu erleben, das Erlebte zu bewerten und sich gegenüber der Aussenwelt zu positionieren, auch gemeinsame Werte zu haben und sie zu vertreten. Dieser Aspekt muss darum zum Leistungserstellungsprozess hinzutreten (Abbildung 4).

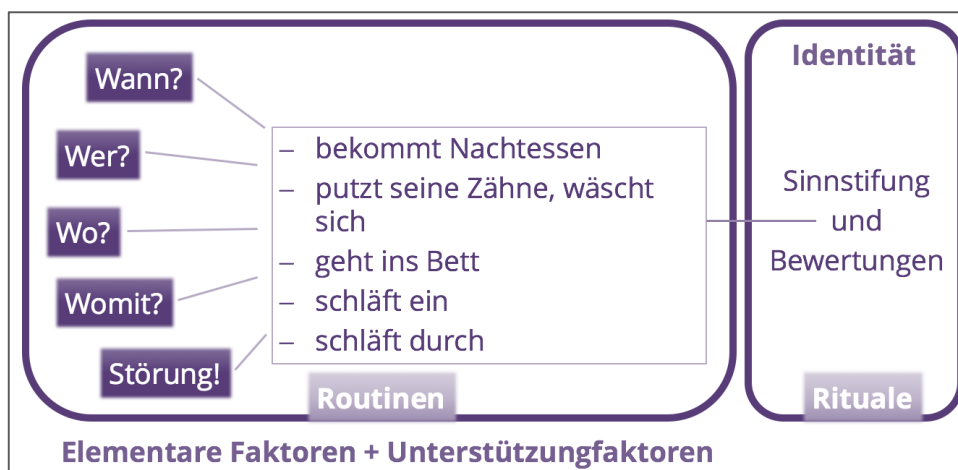


Abbildung 4: Leistungserstellungsprozess, vervollständigt um die Identitätsdimension der Familie.

Familiensoziologisch lässt sich der Leistungserstellungsprozess beschrieben als das Zusammenspiel von Routinen und Ritualen (vgl. Fiese et al. 2002).

- Routinen sind wiederkehrend, vorhersagbar, vertraut und ihrer Natur nach instrumentell: «Das hier muss getan werden». Sie sind im Moment verhaftet und nach der Ausführung im Bewusstsein der Personen nicht sehr präsent, aber von aussen gut beobachtbar.
- Rituale sind sinnbildend, identitätsstiftend und ihrer Natur nach symbolisch: «Das sind wir». Sie weisen in die Zukunft und sind generationenübergreifend. Sie können affektiv oder narrativ erinnert und kommuniziert werden, sind aber weniger gut von aussen zu beobachten.

Die Erkenntnisse darüber lohnen einen genaueren Blick.

3.2 Routinen und Rituale

Natürlich vorkommende Routinen und sinnvolle Rituale sorgen für eine vorhersehbare Struktur, die das Verhalten und das emotionale Klima der Familie bestimmt und den Zusammenhalt innerhalb der Familie stützt (Spangola & Fiese 2007).

Dabei wird der Begriff «Routine» allgemein als «durch [eine] längere Erfahrung erworbene Fähigkeit [beschrieben, die] jedes Engagement vermissen lässt» (Duden, 2017). Familienroutinen werden in der Literatur als beobachtbare Praktiken angesehen; dabei entwickeln sie sich im familiären Kontext und werden durch die Familie bedingt (Fiese et al. 2002). Sie werden im Laufe der Zeit wiederholt angewendet, sind durch kontinuierliches und verlässliches Verhalten gekennzeichnet, ihnen wird jedoch keine besondere eigene Bedeutung zugemessen (Spangola & Fiese 2002).

Routinen sind immer auch mit der Identität der Familie verknüpft und individuell sowie einzigartig für verschiedene Familien. Sie stehen für eine instrumentelle Kommunikation, die den Familienmitgliedern zeigt, «was getan werden muss». Dabei beziehen sich Routinen auch immer auf einen zeitlichen Horizont, das bedeutet, dass eine Handlung nach der Beendigung der Routine als abgeschlossen angesehen wird (Fiese et al. 2002). Werden Routinen gestört, führt dies z.B. zu Streit (Spangola & Fiese 2002).

Routinen haben verschiedene Komponenten. Tatsächlich werden sie mit einer ähnlichen Terminologie beschrieben die die Leistungserstellungsprozesse in Unternehmen:

- Hauptsächlich geprägt sind sie durch ein «Wann», das heisst sie finden immer zu einem bestimmten Zeitpunkt statt oder sind an Zeitpunkte gebunden (Spangola & Fiese 2002).
- Routinen werden durch das «Wer» beeinflusst, also wer an der Routine beteiligt ist (ebd.).
- Auch beinhalten Routinen immer ein «Wo», also einen spezifischen Ort an dem sie stattfinden (Fiese et al. 2002).

Familienroutinen gelten insofern als flexibel, als die verschiedenen Dimensionen angepasst werden können (Denham 2003). Sie können auch weiterentwickelt werden und als Fundament für Rituale dienen, die dann eine emotionale Verbindung beinhalten (Spangola & Fiese 2002). Wie starr oder flexibel Routinen und der Umgang mit ihnen ist, hängt letztlich vor allem von der Familie selbst ab (dies wird später klarer, vgl. Abschnitt 4.2).

Definitionsgemäss sind sowohl Routinen als auch Rituale durch die Familienmitglieder bestimmt, wobei nur Rituale sinnstiftend wirken und den Aktivitäten und Praktiken der Familie eine Bedeutung verleihen (Fiese et al. 2002).

Eine Abgrenzung der beiden Begriffe wird in Tabelle 4 aufgezeigt.

Tabelle 4: Definitionen von Routinen und Ritualen der Familie (Fiese et al. 2002: 382)

Charakteristika	Routinen	Rituale
Kommunikation	Instrumentell: «Das ist, was getan werden muss.»	Symbolisch: «Das ist, wer wir sind.»
Engagement	Oberflächlich und augenblicklich. Wenig bewusstes Denken nach der Handlung.	Dauerhaft und affektiv. «Das ist das Richtige.» Die Erinnerung wird in der Erinnerung wiederholt.
Kontinuität	Direkt durch Aussenstehende beobachtbar und nachweisbar. Verhalten wird über die Zeit hinweg wiederholt.	Bedeutung wächst zwischen den Generationen und wird durch Mitglieder interpretiert. «Dies ist es, worauf wir uns freuen und wer wir auch weiterhin über Generationen hinweg sein werden.»

Im Gegensatz zu Routinen werden Familienrituale als symbolische Darstellungen kollektiver Ereignisse klassifiziert und sind daher durch symbolische Kommunikation gekennzeichnet. Insbesondere etablieren und «verewigen» Rituale das Verständnis dessen, was es heisst ein Mitglied der Familie zu sein (Spangola & Fiese 2002). Auch etablieren sie eine starke affektive Komponente. Das heisst, dass sie von den Familienmitgliedern erkannt und interpretiert werden, von aussen jedoch schwer beobachtbar sind. Rituale vermitteln den Familienmitgliedern das Bild von «wer wir sind» (Fiese et al. 2002). Es wird ein Gefühl der Zugehörigkeit und der Richtigkeit übermittelt, damit sind Rituale wichtig für die Zusammengehörigkeit der Familie (Bossard & Boll 1949). Sie dienen der Stärkung der Beziehung der Familienmitglieder untereinander, dem emotionalen Austausch und der Aufrechterhaltung des Kontaktes der Familienmitglieder. Rituale dienen der Organisation des Familienlebens und helfen in Zeiten des Stresses und des Übergangs, die Stabilität in der Familie aufrecht zu erhalten. Sie sind damit identitätsstiftend und fördern die Sinnhaftigkeit der Familie als Einheit (Fiese et al. 2002). Auch werden Rituale oft von Generation zu Generation weitergegeben und entwickelt. Sie sterben dadurch nicht aus (Bossard & Boll 1949).

Generell können immer weitere Rituale in einer Familie etabliert werden. Sie variieren in der Zahl, Vielfalt und in der Anzahl der Beteiligten Familienmitglieder. Weil sie durch die Identität der Familie geprägt werden, unterscheiden sich Rituale in den unterschiedlichen Familienmodellen (Bossard & Boll 1949). Werden Rituale gestört, führt dies zum Hinterfragen des Zusammenhalts, also der Sinnhaftigkeit und Bewertung der Familie (Spangola & Fiese 2002).

Es lässt sich somit festhalten, dass sowohl Routinen als auch Rituale wichtig für den Erhalt der Strukturen und der emotionalen Bindung des täglichen Familienlebens sind.

3.3 Familienidentität und soziales Milieu

Die Identitätsbildung in der Familie und damit auch die Bewertung, was als «gutes» Ergebnis des Leistungserstellungsprozesses anzusehen ist, hängt noch von einem weiteren Faktor ab, und zwar zu welchem Milieu die Familie zählt. Die sozialen Milieus sind damit direkt mit der Identität der Familie verknüpft und prägen die Ausformung von Ritualen und damit auch von Routinen.

Die Milieuforschung ist jedoch ein komplexes Feld (vgl. Breit & Massing 2010). Wir verwenden im Folgenden einen Zugang aus der Marktforschung, der breit abgestützt ist und den wir für besonders anschlussfähig halten: Das Markt- und Sozialforschungsunternehmen Sinus erforscht und beschreibt Milieus so, dass die Angehörigen verschiedener Milieus massgeschneidert als Zielgruppe für Konsum und Verkäufe angesprochen werden können. Das Institut aktualisiert seine Milieubeschreibungen kontinuierlich seit 1980. Datengrundlage sind mehrere tausend qualitative und mehrere hunderttausend quantitative Interviews in verschiedenen Ländern.

Die gewonnenen Milieubeschreibungen fassen unter anderem den Wertewandel und die Lebenswelten von Familien in der Schweiz. Sie basieren auf deren grundlegender Wertorientierung sowie auf der Alltagseinstellung zur Arbeit, Familie, Freizeit, Medien, Geld und Konsum (SINUS-Institut 2016). Auch kritische Faktoren im Sinne von «Doing Family» spiegeln sich darin wieder. So sind zum Beispiel soziale Unterschiede festzustellen, die die Bedeutung des Geschlechts als Differenzierungsmerkmal hinterfragen und die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Männern und Frauen einbeziehen (Häußler & Meier-Gräwe 2012). Des Weiteren wird dem alltäglichen Zeitdruck im Rahmen der familiären Gestaltung (Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen, King & Busch 2012) in verschiedenen Milieus Rechnung getragen. Hier sei noch einmal angemerkt, dass sich soziale Milieus in ihrer Zusammensetzung und Ausrichtung im Zeitablauf verändern; Komponenten kommen hinzu, während andere an Bedeutung verlieren können.

Insgesamt lassen sich zehn Milieus in der Schweiz ableiten (Abbildung 5; von links oben nach rechts unten, KünzlerBachmann Directmarketing 2016; SINUS-Institut 2016):

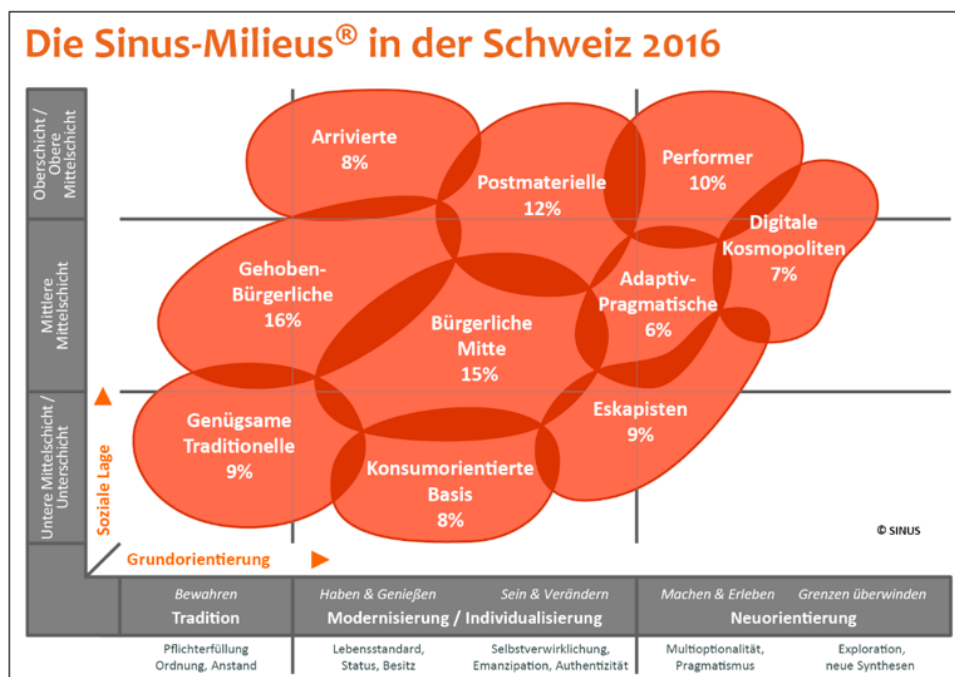


Abbildung 5: Sinus-Milieus der Schweiz (SINUS-Institut 2016).

1. **Arrivierte (8%) – Die wohl situierte, souveräne gesellschaftliche Elite**
 - Weltläufiger, distinguiertes Lebensstil
 - Wertesystem dominiert von Leistungs- und Verantwortungsethik, ökologisches Bewusstsein, Toleranz und Liberalität
 - Aktive Teilnahme am gesellschaftlichen Leben
 - Akzeptieren Herausforderungen durch Globalisierung und Digitalisierung
 - Im Durchschnitt: 47 Jahre, höchste Bildungsniveau, hohe Haushaltseinkommen

2. **Postmaterielle (12%) – Die links-liberale, stark postmaterieil geprägte obere Mitte**
 - Weltbürgerlich-kosmopolitischer Lebensstil
 - Ausgeprägtes Wellness- und Gesundheitsbewusstsein
 - Achten auf Individualität und kulturelle Vielfalt; globales Gewissen
 - Im Durchschnitt: 45 Jahre, überdurchschnittlich häufig unverheiratet, jedoch in fester Partnerschaft, hohe Bildungsabschlüsse, gehobenes Haushaltseinkommen

3. **Performer (10%) – Die flexible, global orientierte Leistungselite**
 - Ehrgeiz und hohes Selbstvertrauen
 - Globalisierung wird als Chance verstanden
 - Keine lineare Lebensplanung; nutzen sich bietende Chancen
 - Freizeit stark erlebnisorientiert, betreiben intensive Netzwerkpflge, Affinität zu neuen Medien
 - Häufig *Early Adopter* im Konsumbereich
 - Im Durchschnitt: 39 Jahre, höhere Bildungsabschlüsse, höchstes Haushaltseinkommen

4. **Gehoben Bürgerliche (16%) – Die statusbewusste Mitte mit traditionell-bürgerlichem Lebensstil**
 - Bürgerlicher Mainstream
 - Streben nach materiellem Wohlstand und gesellschaftlicher Wertschätzung
 - Konventionelle Rollenvorstellungen, arbeiten viel und hart
 - Mehrheitlich verheiratet; ein harmonisches Zuhause, Disziplin und christliche Wertvorstellungen haben hohen Stellenwert
 - Im Durchschnitt: 48 Jahre, qualifizierte Berufen, mittlere Haushaltseinkommen

5. **Bürgerliche Mitte (15%) – Die gesellschaftliche Mitte mit ausgeprägter Status-quo-Orientierung**
 - Natur- und heimatverbunden
 - Streben nach harmonisches Familienleben in gesicherten materiellen Verhältnissen durch Fleiss, Kontinuität und Verlässlichkeit
 - Moderates Aufstiegs- und Karrierestreben, geprägt von Status-quo-Lebensstil und Pragmatismus
 - Haben Abstiegsängste durch gesellschaftliche Modernisierung
 - Im Durchschnitt: 50 Jahre, mittlerer Bildungsabschluss, moderates Haushaltseinkommen

6. **Adaptiv-Pragmatische (6%) – Die junge pragmatische, anpassungsbereite Mitte**
 - Suchen nach Halt, Verankerung und Zugehörigkeit
 - Bewegen sich zwischen Leistungsbereitschaft und Sicherheitsbedürfnis

- Verstärkte Anpassungsbereitschaft; wollen ankommen; zeigen Ressentiments gegenüber Unangepassten, Drop-outs und Sozialschmarotzern
- Ständig online, aufgeschlossen gegenüber Spass und Konsum
- Zunahme von Pragmatismus und Nützlichkeitsdenken, Wunsch nach materieller und emotionaler Sicherheit
- Im Durchschnitt: 35 Jahre, Jüngere leben zum Teil noch zu Hause, Angestellte und Arbeiter mit mittleren Bildungsabschlüssen, mittleres Haushaltseinkommen

7. Digitale Kosmopoliten (7%) – Die experimentierfreudige, weltoffene, digital geprägte Avantgarde

- Suche nach kreativen und sinnvollen Herausforderungen; Individualismus und Freiheitsstreben; weltweit vernetzt
- Herausforderungen werden mit Entdeckergeist angegangen
- Experimentierfreudige, weltoffene, digital geprägte Avantgarde
- Offenheit gegenüber anderen Lebensformen und Kulturen; wenden sich gegen jegliche Form von Fundamentalismus, Intoleranz und Bevormundung
- Im Durchschnitt: unter 30 Jahre, Generation Y, gehobenes Bildungsniveau, häufig noch in Ausbildung, meist ledig, leben oftmals noch bei den Eltern, mittleres Haushaltseinkommen

8. Genügsame Traditionelle (9%) – Die traditionelle Arbeiter- und Bauernkultur

- Pflichtbewusstsein, Sparsamkeit, Bescheidenheit, Sauberkeit und Ordnung
- Im Zentrum stehen Familie und Verein
- Bodenständig und mit wenig zufrieden, schätzen ein der Kirche und Gemeinde verbundenes Leben in fester Routine
- Regional verwurzelt; bewahrende Öko-Nostalgie
- Schnell überfordert von Technik und modernen Kommunikationsmitteln
- Im Durchschnitt: 64 Jahre, einfacher Bildungsabschluss

9. Konsumorientierte Basis (8%) – Die materialistisch geprägte, verunsicherte und resignierte Unterschicht

- Kämpfen gegen Deklassierung und Ausgrenzung
- Entwurzelungstendenzen durch Verlust von Werten und Bindungen
- Suchen nach emotionalem Halt und Solidarität; Familie als stabilisierende Zweckgemeinschaft
- Hängen Konsumsehnsüchten nach
- Im Durchschnitt: 55 Jahre, meist nicht oder nicht mehr berufstätig, niedriges Haushaltseinkommen

10. Eskapisten (9%) – Die junge, spass- und freizeitorientierte untere Mitte / Unterschicht

- Ständig auf der Suche nach starken Erlebnissen
- Leben von Tag zu Tag
- Kritisch gegenüber Leistungsanforderungen
- Wenig kontrolliertes Konsumverhalten
- an Peergroup ausgerichtete Überzeugungen; teilweise aggressives Underdog-Bewusstsein mit ausgeprägten Ressentiments gegen Spiesser, Reiche, Ausländer etc.

- Im Durchschnitt: jünger als 30 Jahre, kein Berufsabschluss, noch kein eigenes oder ein kleines Haushaltseinkommen

Im Vergleich zu früheren Erhebungen lässt sich ein Trend beobachten, der einen tief gehenden Wandel der Sozialstrukturen und der Sozialkultur widerspiegelt. Die Kluft zwischen Lebens- und Wertewelten wird grösser; die Gesellschaft komplizierter (SINUS-Institut 2016). Die einzigartigen Lebensentwürfe stellen auch eine Individualisierung dar, z.B. besteht kein Zwang mehr zur Gründung einer Familie im traditionellen Sinne (Jurczyk 2014). Auch der Lebensentwurf z.B. einer Patchwork-Familie oder Formen der partnerschaftlichen Familie zwischen homosexuellen Paaren sind heute Lebensentwürfe, die gesellschaftlich mehr oder minder Akzeptanz finden (Nelson 2006).

Für Familien bedeutet dies unter anderem:

- Es besteht kein Zwang mehr zur Gründung einer Familie im traditionellen Sinne (Jurczyk 2014).
- Die klassische Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern bzw. Akteuren innerhalb der Familien wird immer weiter aufgeweicht (Jurczyk 2014).
- Familie definiert sich durch ein besonderes Netzwerk von Individuen, in deren Zentrum eine persönliche und verlässliche emotionale Beziehung steht (Schier & Jurczyk 2007).
- Familie entsteht über verschiedene Haushalte hinweg, sie ist flexibel und wird durch die Mitglieder innerhalb der Familie definiert.

3.4 Qualitätsmerkmale

Zusammenfassend kann also festgehalten werden:

1. Leistungserstellungsprozesse können verwendet werden, um allgemein zu beschreiben, was Familien tun.
2. Dafür müssen die Prozessparameter gefasst und in eine Zusammenschau gebracht werden.
3. Weil es sich um Familien und nicht um Unternehmen handelt, kommt dem Zusammenspiel von Routinen und Ritualen eine zentrale Rolle zu. Die Identität der Familie ist eine entscheidende Grösse zum Verständnis von «Doing Family».
4. Soziale Milieus bieten eine Möglichkeit, sich den unterschiedlichen Sinnstrukturen in Familien anzunähern.

Letzten Endes befindet damit auch die Familie selbst über die Qualitätsindikatoren für ihren Produktionsprozess. Sie bewertet selbst, wie erfolgreich ihr «Doing Family» ist.

Gleichwohl ist «Doing Family» immer auch eine Operation unter Unsicherheit, wie die folgenden Beispiele aufzeigen:

- Eine Studie aus der Westschweiz fand, dass Eltern aufmerksamer gegenüber ihrem Neugeborenen sind, wenn beide Elternteile anwesend und an der Interaktion beteiligt sind (Udry-Jørgensen et al. 2016).

- Familien, die dem traditionellen Familienbild nicht entsprechen, schaffen sich «wahre» Familienwerte, zum Beispiel die sogenannten LGBT-Familien (Lesbian, Bisexual, Gay, Transgender), deren Familienbilder neben den Eltern auch Freunde und andere Familien umfassen (Broad et al. 2004).
- Alleinerziehende Mütter suchen Wege, um abseits traditioneller Familienbilder Vaterfiguren für ihre Kinder in ihre Familie zu holen (Cherlin 2006; Sarkisian 2006).
- Aus Sicht von zuverlässiger und vertrauensvoller Fürsorge und «Care» sind Geschwister und sogar Stiefgeschwister eine oft übersehene Gruppe (Lashewicz et al. 2007).
- Die Formation von Routinen stabilisiert junge Familien bzw. Paare, vor allem aus unteren Schichten, die zum ersten Mal Eltern werden (de Goede & Greeff 2016).
- Verschiedene Studien stellen einen Zusammenhang her zwischen Routinen in der Familie (u.a. regelmässige Mahlzeiten und Essenszeiten, Mutter anwesend) und Kindern die Übergewicht entwickeln (Anderson & Whitacker 2010, Anderson 2012, Jones et al. 2014).

Der Zweck dieser Auflistung ist es nicht, einzelne Studien herauszuheben und dadurch Qualitätsmerkmale zu etablieren. Illustriert werden soll damit vielmehr, dass die Qualität des Leistungserstellungsprozesses wie auch des «Produktes» kein hermetisch abgeschlossener Raum ist, in dem ein bestimmter Akteur die Deutungshoheit inne hätte. Um die Qualität von «Doing Family» muss stattdessen, wie überall in der Qualitätssicherung, Qualitätsentwicklung und im Qualitätsmanagement, gerungen werden. Dies ist besonders relevant im Zusammenhang mit Unterstützungs- und Hilfesystemen, die sich in die Leistungserstellung einschalten, denn es gibt eine Ausnahme: Wenn normative Mindeststandards unterschritten werden, beispielsweise beim Kindeswohl.

Hier wird nochmals deutlich, wie schwierig eine einheitliche Qualitätsdefinition für das «Doing Family» zu erzeugen ist. Dies erschwert auch die Entwicklung eines entsprechenden Ansatzes zur Nutzwert-Analyse, wie er im Rahmen von QALYs (vgl. Abschnitt 2.4) angesprochen wurde.

4 Brüche im Leistungserstellungsprozess: Hilfen für Familien

Was passiert jedoch, wenn die Familie zentrale materielle oder immaterielle Leistungen nicht mehr erbringen, also den oben beschriebenen Prozess der Leistungserstellung nicht mehr gewährleisten kann? Betriebswirtschaftlich übersetzt hiesse das, dass der Leistungserstellungsprozess in der Familie stockt oder sogar in Gänze abbricht. Es kommt zu einer «Produktionsstörung».

Im einfachsten Fall ist die Störung nur temporär und kann rasch behoben werden. Beispielsweise kann ein Kind krank werden und einige Tage Betreuung zuhause benötigen, sodass die Eltern den Familien- und Arbeitsalltag entsprechend organisieren und sich mit der Situation arrangieren müssen: Der Normalzustand ist schon nach wenigen Tagen wieder hergestellt. Mehr noch: Wenn Erkrankungen häufig sind, weil z.B. ein Kleinkind neu in den Kindergarten geht und sich dort öfter ansteckt, entwickelt die Familie neue Routinen, wie sie die Störungsverarbeitung gestaltet. Zwar ist der Ereigniseintritt nicht vorhersehbar und nicht planbar, aber erwartet: Ein Kind wird nun einmal irgendwann wieder krank sein. Entsprechend planvoll und mit einer gewissen Sicherheit und Erfahrung kann – wie in einem lernenden System – auf das Ungeplante reagiert werden; die physische Verfügbarkeit und Präsenz der Elternteile, die Arbeitsteilung, die Entwicklung eigener Zeitordnungen für solche Situationen sind Teil des Alltagslebens in einer Familie. In einem solchen Fall werden Routinen unterbrochen; es kommt nicht zu einer Störung der Identität.

Doch es gibt auch andere Fälle. Schlimmstenfalls kann eine Störung dazu führen, dass die Familie sich nicht mehr «herstellen» kann. Die Probleme sind so gravierend, dass das Netz der Interaktionen und Austauschhandlungen in einer Familie, von Fürsorge, Vertrauen und «Care», reisst und keine konstruktiven, prozessstützenden Bearbeitungsmöglichkeiten mehr realisiert werden können: Die Familie existiert zwar weiter als Gefüge, aber es ist brüchig geworden. Solche extremeren Situationen können langandauernd oder ebenfalls temporär sein, sie setzen aber klar an der Identität der Familie an. Beispielsweise können Kinder ihren Eltern schwere Vorwürfe machen: So schwer, dass der Normalzustand disruptiv zersetzt wird, die Beziehung in Gefahr ist und alle spüren: Die Familie, so wie wir sie normalerweise «tun», könnte sich jetzt umdefinieren oder sogar zerfallen. Kommt es dann zu einer gemeinsamen, explizierten Arbeit an der Sinnstiftung und Bewertung der Familie, kann die «Produktion» wieder aufgenommen werden.³ Gelingt dies nicht, dann sind langandauernde Beziehungsverschiebungen, schwere Zerwürfnisse, umfassende Handlungsbeeinträchtigungen und ausgeprägtes biographisches Leid unausbleiblich – denn es sind die «Spezifikationen» des Produktes «Familie» selbst, die von den Mitgliedern der Familie grundlegend, explizit oder implizit in Frage und Abrede gestellt werden. Das «Produkt» ist nicht einfach zweite Wahl, sondern es wird als schädlich eingestuft und die Mitglieder der Familie werden demgegenüber handeln wollen und müssen.

Entsprechend komplex ist es, Familien passgenaue und für sie verarbeitbare Unterstützungsleistungen zukommen zu lassen.

³ Gemeint ist dies nur im Sinne des Wiedererlangens der «Produktivität» der Familie. Es ist nicht so zu verstehen, dass eine gemeinsame, reflektierte Aufarbeitung stattfindet. Wiedererlangt werden muss ein gemeinsamer «Familiensinn», der die «Produktion» gestattet, und dies ist auf verschiedenen Wegen möglich, u.a. auch durch Still-schweigen, Familiengeheimnisse oder Tabuzonen.

4.1 Ermittlungsprozesse durch Institutionen und Institutionsangehörige

Als erstes sei die Frage behandelt, wie Unterstützungssysteme überhaupt auf Störungssituationen in Familien aufmerksam werden. Die Palette der Angebote, die für Familien überall in der Schweiz zur Verfügung steht, umfasst ein weites Spektrum und reicht von der Information und Beratung über die Entlastung, Begleitung und Betreuung und bis hin zu Eingriffen in die Familienkonstellation verbunden mit Schutz, Kontrolle und Zwang. Die Involvierung der Familien und Familienangehörigen ist entsprechend unterschiedlich: Familien können Unterstützungssysteme aktiv und freiwillig aufsuchen, aber es kann auch sein, dass ein Hilfesystem «getriggert» und auf die Familie aufmerksam wird.

Wie geht dies vor sich? Eine möglichst neutrale Darstellung ist diejenige eines «Ermittlungsprozesses» (Abbildung 6).

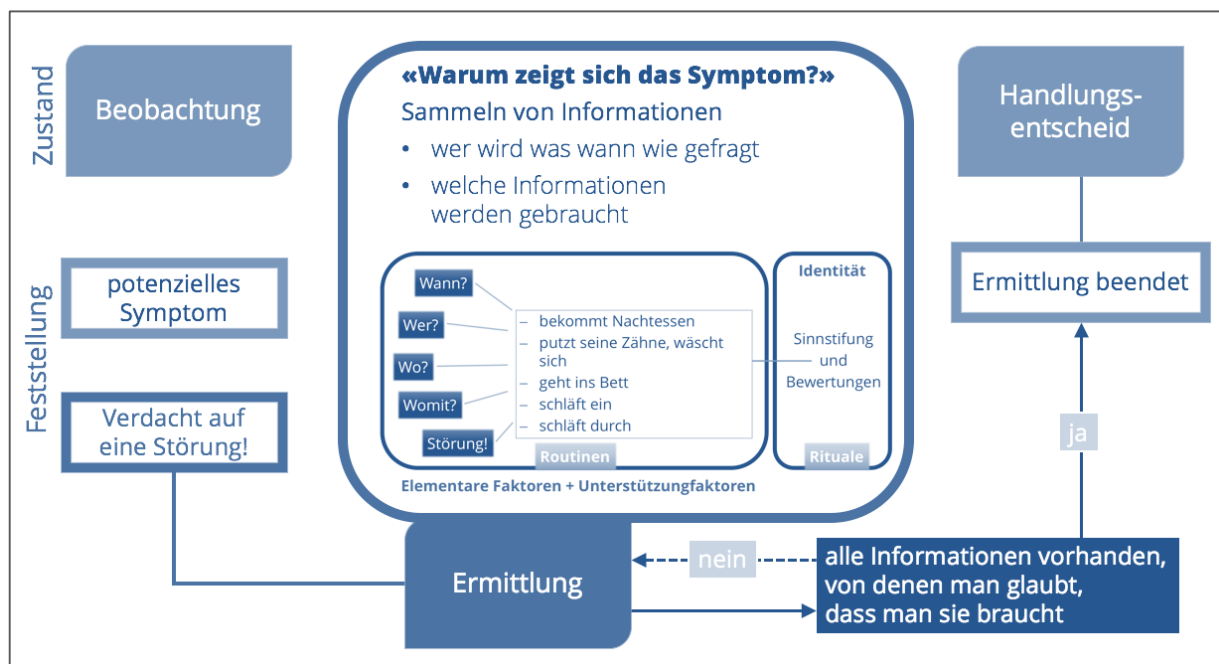


Abbildung 6: Ermittlungsprozess bei Störungen

Die Darstellung ist wie folgt zu verstehen.

- Institutionen befinden sich in einem permanenten Zustand der **Beobachtung**. Genauer: Institutionsangehörige beobachten das Geschehen, beispielsweise eine Lehrperson ihre Klasse.
- Es wird nun ein **potenzielles Symptom** beobachtet, ein Merkmal oder Anzeichen, das auf eine dahinterliegende Störung hindeutet. Zum Beispiel kommt ein Mädchen bei frostigen Temperaturen morgens mit Sandalen in seine Schulklasse.
- Damit liegt ein **Verdacht auf eine Störung** vor. Das Schuhwerk ist der Jahreszeit nicht angemessen, etwas stimmt nicht.

- Es beginnt nun eine **Ermittlung**, mit der die Frage beantwortet wird: «Warum zeigt sich dieses Symptom?» Dafür werden Informationen gesammelt. Das heisst auch, es wird entschieden, wer nach welchen Informationen gefragt wird, was erfragt wird und wie und von wem es erfragt wird.

Dabei gibt es zwei Pointen.

Die erste ist, dass der Entscheid, wer was von wem usw. gefragt wird, also *wie* ermittelt wird, die Ermittlung selbst charakterisiert. Es macht einen Unterschied, ob die Lehrperson die Schulleitung, die Schulsozialarbeiterin, die Mutter oder das Mädchen selbst anspricht, in welcher Reihenfolge, und mit welchem Grad an Informationsbedürfnis.

Die zweite ist, dass bei der Sammlung der Informationen alle Aspekte des Leistungserstellungsprozesses in der Familie eine Rolle spielen können. Die «Betriebsmittel» der Familie können in den Fokus rücken genauso wie die Qualität der Prozessschritte oder die grundsätzliche «Produktionsart» und «Produktionsgüte», die Identität der Familie.

- Rekursiv wird nun die **Informationssättigung** beurteilt, also ob alle Informationen vorhanden sind, von denen man glaubt, dass man sie braucht. Die Überzeugung, dass dem so ist, hängt von mehreren Faktoren ab. Sie bestimmt sich nach den Überzeugungen, dem Fachwissen und der Erfahrung der Institutionsangehörigen, nach den Strukturen, Erwartungen und Standards der Institution und nach den Eigenheiten der jeweiligen Ermittlung, eingeschlossen die Mitwirkung der potenziellen «Informationslieferanten». Die Informationssättigung kann sich sehr schnell einstellen oder erst nach einem sehr langwierigen Prozess.
- Fehlen noch Informationen, wird man weiter ermitteln, bis der Sättigungspunkt erreicht ist.
- Fehlen keine Informationen mehr, ist die Ermittlung beendet und es wird ein **Handlungsentscheid** getroffen. Dieser wird in jedem Fall gefällt und steht am Ende des Ermittlungsprozesses auch dann, wenn die Entscheidung darin besteht, nichts zu unternehmen.

Nehmen wir an, die Lehrperson spricht mit der Mutter und erfährt, dass die Familie aus einem Bergdorf in Osteuropa stammt; dort ist es ganz üblich, auch im Winter kein starkes Schuhwerk zu tragen. Die aktuellen Temperaturen stuft die Mutter als völlig unkritisch ein. Die Lehrperson fragt auch das Mädchen selbst, und weil dieses weder über Kälte klagt noch krankheitsbedingte Fehltage hat, rät sie zwar dringend dazu, auf angemessenes Schuhwerk umzusteigen, unternimmt aber weiter nichts. Sie befindet sich nun wieder im Zustand der Beobachtung, verfügt aber über neue Informationen, die sich wiederum auf die Feststellung von potenziellen Symptomen auswirken usw.

Bei schwierigen Ermittlungen kann dieser Prozess zahlreiche Stellen und Akteure involvieren und trotzdem für lange Zeit nicht zu einer wirklich befriedigenden Informationssättigung führen. Es bilden sich dann oft Kaskaden von Handlungsentscheiden, die auf «vorläufig ausreichenden» Informationen beruhen: Die Informationsdichte genügt zwar, um einen Handlungsentscheid zu fällen, aber man weiss, dass man weiter ermitteln muss und noch nicht alle relevanten Informationen besitzt. Die Störung ist festgestellt – verstanden ist sie noch nicht.

Massstab der Ermittlung ist typischerweise das **Kindeswohl**. Die (potenzielle) Gefährdung bzw. Nichtgewährleistung des leiblichen oder seelischen Wohls eines Kindes führt dazu, dass trotz aller

Unterschiedlichkeit der Milieus, der Prozesse, der beteiligten Akteure und der Störungen die Bewertung der Prozessergebnisse kongruent wird oder sogar übereinstimmt. Es ist irrelevant, aus welcher Familie oder aus welchem Milieu ein Kind kommt; eine Beeinträchtigung des Kindeswohls führt immer direkt zum Ergebnis, dass genügend Informationen gesammelt worden sind, um zu handeln – auch wenn das Handeln zunächst aus den besagten Kaskaden von Handlungsentscheidungen bestehen mag.

Der solcherart dargestellte Ermittlungsprozess macht klar, wie Hilfesysteme auf Störungen in Familien aufmerksam werden. Es ist eine abstrakte Art, um das zu beschreiben, was täglich Brot ist in Bildungseinrichtungen, Kinder- und Jugendpsychiatrischen Diensten, Kindes- und Erwachsenenschutzbehörden, Sozialversicherungsanstalten und so fort.

Weniger deutlich ist vielleicht, weshalb derselbe Prozess auch für die Systeme der freiwilligen, aufsuchenden Hilfe und Unterstützung gelten soll, z.B. für die Schuldnerberatung, Elternberatung, Paarberatung oder die Berufsinformationszentren. Doch diesen Angeboten liegt dieselbe Logik zugrunde. Der Unterschied besteht darin, dass die Beobachtungen, die Feststellung potenzieller Symptome und der Verdacht auf eine Störung seitens der Institution unpersönlich sind. Es sind nicht konkrete beobachtete Fälle und Konstellationen, die den Prozess auslösen und für das Bereitstellen von Angeboten sorgen, sondern bekannte, erkannte und vermutete Lebenslagen von Familien und Familienangehörigen. Das Angebot wird für *deren* Informations- und Handlungsbedürfnis eingerichtet, und zwar so, wie institutionsseitig angenommen wird, dass Informationen von ihnen gesucht und verarbeitet werden. Der Handlungsentscheid, das Angebot einzurichten, ist dabei bereits gefallen. Laufend ermittelt werden muss also nicht, ob gehandelt werden soll – ob es das Angebot braucht –, sondern wie bedarfsgerecht das Angebot ist.

4.2 Unterstützungssysteme und «Doing Family»

Anhand der Darstellung des Leistungserstellungsprozesses in Kapitel 3 ist klar, dass Prozessstörungen und Prozessabbrüche für verschiedene Familien verschiedenes bedeuten. Die über «Doing Family» hergestellten Familien sind sehr unterschiedlich, sogar einmalig. Es sollte inzwischen auch klargeworden sein, dass es einen grossen Unterschied macht, was genau im Leistungserstellungsprozess gestört ist: die «Betriebsmittel» oder die Sinnstiftung bzw. Identität einer Familie. Fehlen einer Familie die Betriebsmittel – zum Beispiel weil ein Elternteil erwerbslos geworden ist und nun bestimmte «Rohstoffe» und Materialien, die für die Leistungserstellung gebraucht werden, nicht mehr wie gewohnt einkaufen kann –, sollte man meinen, dass es vergleichsweise leicht ist, über ein Unterstützungssystem wie beispielsweise die Sozialhilfe notwendige Mittel bereitzustellen und damit für eine Sicherung der «Produktion» zu sorgen. Ist dagegen die Identität einer Familie betroffen – nicht einfach ihre Routinen, sondern ihre Sinnstiftung –, dann scheint es viel schwieriger zu sein herauszufinden, wie man wieder zur «Produktivität» beitragen kann.

Diese Überlegungen sind naheliegend, doch sie greifen zu kurz. Tatsächlich sind die Routinen und Rituale, die Betriebsmittel und die Sinnstiftung in einer Familie untrennbar miteinander verwoben.

Es soll im Folgenden der Versuch gemacht werden, dies zu vergegenwärtigen. Der Gedankengang muss sich dafür der Verschiedenheit von Familien weiter annähern und das Zusammenspiel von Unterstützungssystemen und «Doing Family» näher beleuchten. Für diese Überlegungen können wir nicht direkt auf eine Literaturbasis zurückgreifen, da es diese so, wie wir sie hier benötigen, unseres Wissens nicht gibt. Die folgenden Ausführungen deuten stattdessen die Überlegungsrichtung an und dienen der Illustration.

Betrachten wir einen vertrauten Leistungserstellungsprozess in zwei verschiedenen Sinus-Milieus, die wir dazu als Familienmilieus interpretieren: Ein Kind bekommt ein Nachtessen. Tabelle 5 stellt die Faktoren und Einflüsse, wie sie dann im Leistungserstellungsprozess erwartbar sind, einander gegenüber. Die Angaben in der Tabelle sind von uns konstruiert und nicht empirisch, sie beanspruchen keine Verbindlichkeit, sondern sollen den Gedankengang stützen.

Tabelle 5: Ein Kind erhält ein Nachtessen: Gegenüberstellung in zwei verschiedenen Sinus-Milieus.
 † Quelle der Milieuumschreibung: SINUS-Institut 2011.

Einflüsse im Leistungserstellungsprozess	Beispielgebendes Milieu: Untere Mitte / Unterschicht	Beispielgebendes Milieu: Sozial gehoben
	Genügsame Traditionelle[†] Das resignierte, von der gesellschaftlichen Modernisierung überforderte Segment, das an überkommenen Konventionen, Sozialformen und Moralvorstellungen festhält; Sehnsucht nach der bescheidenen heilen Welt von ehedem	Performer[†] Die multi-optionale, effizienzorientierte Leistungselite: global-ökonomisches Denken; Konsum- und Stil-Avantgarde; hohe IT- und Multimedia-Kompetenz
Wann gibt es Znacht?	Znacht gibt es immer um dieselbe Uhrzeit. Es ist ein geregelter, routinierter Ablauf. Eine klare Etappierung von Vorbereitung, gemeinsam essen, Mahl beenden ist erkennbar.	Flexibel, passt sich zeitlich an Anforderungen im Tagesverlauf an. Das Znacht muss ins Abendprogramm passen (man hat Verpflichtungen, soziale Wünsche, Freizeitwünsche).
Wer ist beteiligt?	Dies ist der Mittelpunkt: Alle Familienmitglieder kommen zusammen, was auch immer sie den Tag über getan haben. Es gibt klare Aufgaben vor und nach der Familienmahlzeit.	Flexible Absprachen, teils <i>ad hoc</i> oder kurzfristig. Es sind nicht alle an einem Ort. Dass ein Elternteil fürs Business unterwegs ist, ist nicht ungewöhnlich, dass nur ein Teil zusammen isst, ggf. etappiert, auch nicht.
Wo gibt es Znacht?	Am gedeckten Esstisch.	In stylischer Umgebung. Tresen, offene Küche, auf dem Loft / Sofa. Kann auch auswärts sein.
Womit ist es hergestellt?	Einfache Zutaten und Speisen, wenn selbst zubereitet dann wehrschafft, bescheiden. Keine Elektronik am Tisch, keine oder unmerklich in der Essumgebung.	Multi-optional: was auch immer effizient passt. Kann von auswärts sein oder selbst zubereitet, aber hochwertig, tendenziell exklusiver. Elektronik am Tisch und in der Essumgebung ist normal.
Störung?	Eine Störung ist alles, was nicht so ist, wie es sonst auch immer ist: sorgfältig, langsam, geregelt. Rollen sind über Sanktionen sicherbar.	Eine Störung ist alles, was einen effizienten Ablauf beeinträchtigt oder das Bild der performanten Familie hinterfragt: Die Familie und auch das Znacht muss funktionieren. Rollen sind verhandelbar und können unkonventionell sein. Wer es am besten lösen kann soll es machen und so, wie es am besten passt.

In Tabelle 5 sind noch keine Hilfesysteme beteiligt. Triviale Störungen verarbeiten Familien selbst, sie benötigen dazu keine Hilfen. Was trivial ist, wird dabei per Definition durch die Familie selbst bestimmt und kann von aussen gar nicht festgelegt werden. Es hängt vom «Produktionsstandard» und dem «Qualitätsmanagement» in der Familie ab, und weniger von der Art oder der Intensität der Störung.

Die Auflistung gibt aber vielleicht bereits eine Ahnung davon, wie sehr die «Betriebsmittel» einer Familie und die Identität einer Familie miteinander verschmolzen sind. In Abschnitt 3.2 wurde auf die instrumentelle Bedeutung der Routinen hingewiesen in dem Sinne, dass sie den Familienmitgliedern anzeigen, «was getan werden muss». Die Perspektive «Doing Family» sorgt hier für einen anderen Akzent: Wenn es die Familie selbst ist, die im Alltag immer wieder hergestellt werden muss, dann sind Routinen dafür essenziell. Die Praktiken, in denen sich die Routinen ausdrücken, stellen für die Produktion der Familie massgebende «Produktionselemente» dar, mittels derer sich die Familie alltäglich als Produzentin ihrer selbst gestaltet und erlebt. Die Routinen haben damit nicht einfach nur eine instrumentelle Bedeutung, sondern sie manifestieren Familiensinn. Als häufig getätigte Schritte definieren sie zugleich die Kernkompetenzen, die in der Familie vorhanden sein müssen – diese sind mit anderen Worten milieuspezifisch bzw. «familiensinnspezifisch».

Nicht mehr trivial sind Störungen, wenn Familien Hilfen suchen oder wenn Hilfesysteme getriggert werden. Tabelle 6 illustriert dies am Beispiel der Erwerbslosigkeit.

Tabelle 6: Erwerbslosigkeit in Gegenüberstellung in zwei verschiedenen Sinus-Milieus*

	Beispielgebendes Milieu: Untere Mitte / Unterschicht Genügsame Traditionelle	Beispielgebendes Milieu: Sozial gehoben Performer
Erwerbslosigkeit ist ...	Belastend. Routinen funktionieren nicht mehr. Personen sind an- oder abwesend die es sonst nicht sind. Unter Umständen soziale Ächtung innerhalb und ausserhalb der Familie.	Episodisch. Es gibt keine lineare Lebensplanung, wirft sie nicht aus der Bahn. Die Eltern sind typischerweise Kaderleute oder selbstständig. Glauben eher an Selbstwirksamkeit als an feste Jobs und Routinen.
Erwerbslosigkeit ist für die Familienidentität ...	Bedrohlich. Traditionelles Familienbild. Was wenn der Vater seine Rolle nicht mehr ausfüllen kann? Mit wenig auskommen ist indessen möglich.	Eine Organisationsfrage. Verteidigt wird die Unabhängigkeit. Hilfen, die Abhängigkeiten verkörpern, werden abgelehnt (z.B. Sozialhilfe = Abwertung), es sei denn, sie dienen der Performancesteigerung oder sind ein Zwischenschritt («wohlverdiente Pause») zwischen anderen Aufgaben und Projekten.
Unterstützungsleistungen wären akzeptabel im Sinne von ...	Patenschaft, menschlicher Fürsorge	Coaching, Chancen

Der Eintritt von Erwerbslosigkeit bedeutet in den zwei hier beispielgebend betrachteten Milieus jeweils Unterschiedliches für die Familie. So sind Performer es gewohnt, keine Normalarbeitsverhältnisse zu haben, sondern das zu leben, was Schier & Jurczyk «entgrenzte Erwerbsarbeit» nennen (2007: 12–14), eine Pluralisierung der Beschäftigungsformen und Arbeitszeiten. Erwerbslosigkeit betrachten sie eher episodisch und als Organisationsproblem; allenfalls handelt es sich sogar um eine bewusst geplante Phase zwischen anderen Aufgaben und Projekten. Ganz anders im Milieu der Genügsam-Traditionellen: Schon allein aufgrund des dort fest verwurzelten traditionellen Familienbildes bedeutet Erwerbslosigkeit insbesondere des Vaters einen tiefgehenden Rollenkonflikt. Entsprechend sieht auch die Akzeptanz von Unterstützungsleistungen anders aus: Während Performer zum Beispiel eher ein Coaching oder ein an Chancen orientiertes Hilfeformat annehmen und in das «Produktionsmuster» ihrer Familie einverleiben können, um sich mit Brüchen im Leistungserstellungsprozess zu beschäftigen, sprechen Genügsam-Traditionelle eher auf Fürsorge und menschliche Ansprache an, etwa im Sinne einer Patenschaft für ihre Anliegen.

Unterstützungsleistungen werden somit selbst immer Sinnstiftung und Identität unterworfen und in deren Sinne interpretiert. Das Beispiel Erwerbslosigkeit impliziert, dass Betriebsmittel wegbrechen, aber es ist eben mehr als das: Hilfen der öffentlichen Hand, die rein für die Betriebsmittel von Familien Bedeutung haben, gibt es nicht; Routinen sind wie skizziert immer Teil der Identität einer Familie, und jede Familie wird der Hilfe ihren einzigartigen Sinn geben. Bei der Intervention auf Ebene der Betriebsmittel und Routinen kommt ein Unterstützungssystem mit der Identität der Familie also unweigerlich in Berührung – kann und will das aber bestenfalls sekundär bearbeiten und verarbeiten. Es muss zuerst mal das Kind versorgt sein, die Familie ein Einkommen haben und so fort.

Für die Konstruktion und Anwendung von Unterstützungssystemen der öffentlichen Hand hat das Gesagte verschiedene Konsequenzen, die hier abschliessend pointiert festgehalten werden sollen.

- I. Hilfesysteme sind für Familien nie trivial, weil Familien triviale Störungen per Definition selbst verarbeiten – auch wenn das, was sie als trivial erleben, völlig verschiedene Dinge sind.
- II. Einem Unternehmen Kapital zuzuführen, das in Schieflage geraten ist, führt noch nicht dazu, dass es gute Produkte herstellt. Analog ist es nicht damit getan, «Betriebsmittel» für Familien bereitzustellen.

Selbstverständlich gibt es Unterstützungssysteme, die auf die Betriebsmittel zielen, wie beispielsweise die Sozialhilfe. Doch dahinter steckt eine bestimmte Absicht – die Sicherung der Subsistenz. Sozialhilfegelder an die Familien zu geben bedeutet, kurzfristig ein Problem zu lösen. Der Gedanke dahinter lautet, den Leistungserstellungsprozess in der Familie *am Laufen zu halten* durch die Sicherung eines Minimums an Produktionsmitteln.

Andere Hilfen zielen dagegen bewusst auf die Identität und Sinnstiftung in Familien, beispielsweise die Sozialpädagogische Familienbegleitung. Die Absicht ist es, erzieherische Ressourcen in der Familie zu aktivieren. Der Gedanke dahinter lautet, den Leistungserstellungsprozess in der Familie *zu optimieren*. Dies hat immer die Dimension von «Produktionsqualität».

III. Hilfen aus Unterstützungssystemen werden immer dem «Familiensinn» unterworfen.

So können Unterstützungsleistungen etwa Teil der Identität der Familie werden. Das bekannte Beispiel ist die Langzeitarbeitslosigkeit, die manche Familien tief in ihre Sinnstiftung inkorporieren. Weniger gängig ist das schon angeführte Beispiel von Opportunitäten in gehobeneren Milieus («ich mach mal Pause»), die Familienangehörige zwischen Projekten, Beschäftigungsverhältnissen oder Ausbildungsphasen zur Subsistenzsicherung ganz bewusst in Anspruch nehmen.

Andererseits können Hilfen auch Widerstand auslösen. Besonders ist das dort der Fall, wo willentlich oder unwillentlich auf die Sinnstiftung und Identitätsarbeit in der Familie abgestellt wird. So wird beispielsweise in Schule und Betreuung die Elternarbeit grossgeschrieben: Die Familien bekommen dadurch Veränderungsimpulse. Dieselbe Hilfe und dieselben Impulse können bei der einen Familie ankommen als «das sind gute Hinweise, um den Prozess am Laufen zu halten» und bei der anderen als «wir müssen den Prozess optimieren = wir haben ein Qualitätsproblem».

Aus gutem Grund sind die Hilfen der öffentlichen Hand deshalb spezifisch ausgestaltet und umfassen ein breites Leistungsspektrum, von der Kinder- und Jugendarbeit über die Elternbildung bis hin zu Familienpflege und Heimerziehung.

5 Literatur

- Adler, M.D. & Posner, E.A. (2006): *New Foundations of Cost-Benefit Analysis*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Anderson, P. M. (2012). Parental employment, family routines and childhood obesity. *Economics & Human Biology*, 10 (4, SI), 340–351.
- Anderson, S. E. & Whitaker, R. C. (2010). Household Routines and Obesity in US Preschool-Aged Children. *Pediatrics*, 125 (3), 420–428.
- Bauhardt, C. & Çağlar, G. (2010): *Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie*. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.
- Bea, F.X., Dichtl, E. & Schweitzer, M. (2006): *Allgemeine Betriebswirtschaftslehre 3: Leistungsprozess*. 9. Aufl. Stuttgart: Lucius & Lucius.
- Becker, G.S. (1965): A Theory of the Allocation of Time. *Economic Journal*, 75(299), 493–517.
- Biesecker, A. & Hofmeister, S. (2010): Im Fokus: Das (Re)Produktive. Die Neubestimmung des Ökonomischen mithilfe der Kategorie (Re)Produktivität. In: Bauhardt, Christine & Çağlar, Gülay (Hrsg.): *Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie*. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, 51–80.
- Biffel, G. (1989): Der Haushaltssektor – Der volkswirtschaftliche Wert der unbezahlten Arbeit. *WIFO-Monatsberichte*, 9 (89), 567–576.
- Bossard, J.H.S. & Boll, E.S. (1949): Ritual in Family Living. *American Sociological Review*, 14 (4), 463–469.
- Breit, G. & Massing, P. (Hrsg.) (2010): *Soziale Milieus: Politische und gesellschaftliche Lebenswelten in Deutschland*. Schwalbach: WSV.
- Broad, K.L., Crawley, S.L. & Foley, L. (2004): Doing "Real Family Values": The interpretive practice of families in the GLBT movement. *The Sociological Quarterly*, 45 (3), 509–527.
- Brunner, J.K. (2010): Rationalität und Effizienz – einige Lehren aus der Verhaltensökonomik für die Wohlfahrtstheorie. *Mensch-Gruppe-Gesellschaft. Von bunten Wiesen und deren Gärtnerinnen bzw. Gärtnern*, Auflage 1, 149–160.
- Bundesamt für Statistik [BFS] (2004): Satellitenkonto Haushaltsproduktion: Pilotversuch für die Schweiz. Reihe «Statistik der Schweiz». Online verfügbar: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/arbeit-erwerb/unbezahlte-arbeit/satellitenkonto-haushaltsproduktion.assetdetail.341696.html> (10.04.2017).
- Bundesamt für Statistik [BFS] (2015a): Satellitenkonto Haushaltsproduktion 2013. Medienmitteilung der Schweizerischen Eidgenossenschaft – Eidgenössisches Department des Innern [EDI], Nr. 0350-1501-20. Online verfügbar: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/arbeit-erwerb/unbezahlte-arbeit.assetdetail.39788.html> (07.03.2017).
- Bundesamt für Statistik [BFS] (2015b): Monetäre Bewertung der unbezahlten Arbeit, Nr. je-d-03.06.03.02. Online verfügbar: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/arbeit-erwerb/unbezahlte-arbeit/satellitenkonto-haushaltsproduktion.assetdetail.328273.html> (07.03.2017).

- Bundesamt für Statistik [BFS] (2015c): Zeitvolumen für unbezahlte Arbeit, Nr. je-d-03.06.03.01. Online verfügbar: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/arbeit-erwerb/unbezahlte-arbeit/satellitenkonto-haushaltsproduktion.assetdetail.328462.html> (07.03.2017).
- Bundesamt für Statistik [BFS] (2015d): Haushaltsproduktion, Nr. je-d-03.06.03.05. Online verfügbar: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/arbeit-erwerb/unbezahlte-arbeit/satellitenkonto-haushaltsproduktion.assetdetail.328335.html> (07.03.2017).
- Bundesamt für Statistik [BFS] (2015e): Haus- und Familienarbeit: Durchschnittlicher Zeitaufwand in Stunden pro Woche, Nr. je-d-03.06.02.01. Online verfügbar: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/arbeit-erwerb/unbezahlte-arbeit/haus-familienarbeit.assetdetail.81598.html> (07.03.2017).
- Bundesamt für Statistik [BFS] (2015f): Tatsächliches jährliches Arbeitsvolumen nach Geschlecht, Nationalität, Beschäftigungsgrad, Wirtschaftsabschnitten, Wirtschaftssektoren, Erwerbsstatus und Grossregionen, Nr. je-d-03.02.03.01.02.01. Online verfügbar: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/arbeit-erwerb/erwerbstaetigkeit-arbeitszeit/arbeitszeit/tatsaechliche-arbeitsstunden.assetdetail.253143.html> (12.04.2017).
- Bundesamt für Statistik [BFS] (2016): Allgemeine Systematik der Wirtschaftszweige. Online verfügbar: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/industrie-dienstleistungen/nomenklaturen/noga.assetdetail.415633.html> (10.04.2017).
- Bundesamt für Statistik [BFS] (2017): Bruttoinlandprodukt. Online verfügbar: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/volkswirtschaft/volkswirtschaftliche-gesamtrechnung/bruttoinlandprodukt.html> (10.04.2017).
- Cherlin, A.J. (2006): On Single Mother "Doing" Family. *Journal of Marriage and Family*, 68, 800–803.
- Chiappori, P.-A. (1991): Nash-Bargaining Household Decisions: A Rejoinder. *International Economic Review*, 32 (3), 761–762.
- Chiappori, P.-A. (1997): Introducing Household Production in Collective Models of Labor Supply. *The Journal of Political Economy*, 105 (1), 191–209.
- de Goede, C. & Greeff, A. (2016). Challenges Couples Face in Managing Family Routines After the Transition to Parenthood. *Social Work-Maatskaplike Werk*, 52 (3), 313–331.
- Denham, S.A. (2003): Relationships Between Family Rituals, Family Routines, and Health. *Journal of Family Nursing*, 9 (3), 305–330.
- Diekmann, A. & Voss, T. (2004): Die Theorie rationale Handelns. Stand und Perspektiven. In: Diekmann, Andreas & Voss, Thomas (Hrsg.): *Rational-Choice-Theorie in den Sozialwissenschaften. Anwendungen und Probleme*, Oldenbourg: München, 13–29.
- Duden (2017): Routine. Online verfügbar: <http://www.duden.de/rechtschreibung/Routine> (30.04.2017).
- Endres, A. (1981): Ökonomische Grundprobleme der Messung sozialer Kosten. *Diskussionsbeiträge, Serie B: Finanzwissenschaftliche Arbeitspapiere*, Fakultät für Wirtschaftswissenschaften und Statistik, Universität Konstanz, No. 21.
- Fiese, B.H., Tomcho, T.J., Douglas, M., Josephs, K., Poltrock, S. & Baker, T. (2002), A Review of 50 Years of Research on Naturally Occurring Family Routines and Rituals: Cause for Celebration? *Journal of Family Psychology* 16 (4), 381–390.

- Giersch, C. (2009): Risikoeinstellungen in internationalen Konflikten. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden.
- Gronau, R. (1986): Home Production – A Survey. In: Ashenfelter, O.C. & Layard, R. (Hrsg.): Handbook of Labor Economics, 1, Amsterdam: North Holland, 273–304.
- Gronau, R. (1977): Leisure, Home Production, and Work – The Theory of the Allocation of Time Revisited. *Journal of Political Economy*, 85 (6), 1119–1143.
- Häußler, A. & Meier-Gräwe, U. (2012): Arbeitsteilungsmuster bei der Ernährungsversorgung von Familien: Persistenz oder Wandel?. *Gender: Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 4 (2), 9–27.
- Jones, B. L., Fiese, B. H. & Team, S. K. (2014). Parent routines, child routines, and family demographics associated with obesity in parents and preschool-aged children. *Frontiers in Psychology*, 5.
- Jurczyk, K. (2014): Doing Family – der Practical Turn der Familienwissenschaften. In: Steinbach, Anja, Henning, Marina, & Arránz Becker, Oliver (Hrsg.): *Familie im Fokus der Wissenschaft*, Springer VS: Wiesbaden, 117–138.
- Jürgens, K., & Voß, G. (2007): Gesellschaftliche Arbeitsteilung als Leistung der Person. Aus *Politik und Zeitgeschichte [APuz]*, Beilage zur Wochenzeitung *Das Parlament*, 34/2007, 3–9.
- King, V. & Busch, K. (2012): Widersprüchliche Zeiten des Aufwachsens - Fürsorge, Zeitnot und Optimierungsstreben in Familien. *Diskurs Kindheits- und Jugendforschung*, 7 (1), 7–23.
- KünzlerBachmann Directmarketing (2016): SINUS Geo Milieus® in der Schweiz. Online verfügbar: <http://www.sinus-institut.de/veroeffentlichungen/downloads/> (08.03.2017).
- Lashewicz, B., Manning, G., Hall, M. & Keating, N. (2007): Equity Matters: Doing Fairness in the Context of Family Caregiving. *Canadian Journal on Aging*, 26 (suppl. 1), 91–102.
- Linnemann, J. (2014): *Controlling, Rating in Unternehmen*. Emden: Lifos.
- Mädorin, M. (2010): Care Ökonomie – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften. In: Bauhardt, Christine & Çağlar, Gülay (Hrsg.): *Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie*. VS Verlag für Sozialwissenschaften: Wiesbaden, 81–104.
- Nelson, M.K. (2006): Single Mothers “Do” Family. *Journal of Marriage and Family*, 68 (4), 781–795.
- Rinklake, T. (2000): Lobbying für Familien. *Sozialwirtschaft*, 20 (2), 32–34.
- Sarkisian, N. (2006): "Doing Family Ambivalence": Nuclear and Extended Families in Single Mothers' Lives. *Journal of Marriage and Family*, 68, 804–811.
- Schier, M. & Jurczyk, K. (2007): «Familie als Herstellungsleistung» in Zeiten der Entgrenzung. Aus *Politik und Zeitgeschichte [APuz]*, Beilage zur Wochenzeitung *Das Parlament*, 34/2007, 10–17.
- Schier, M. & Jurczyk, K. (2008): «Familie als Herstellungsleistung» in Zeiten der Entgrenzung. *Sozialwissenschaftlicher Informationsdienst soFid, Familienforschung 2008/1*, 9–18.
- Schöffski, O. & Greiner, W. (2012): 5 Das QALY-Konzept als prominentester Vertreter der Kosten-Nutzenwert-Analyse. In: Schöffski, Oliver, & Graf v. d. Schulenburg, J.-Matthias (Hrsg.): *Gesundheitsökonomische Evaluationen*, 4. vollständig überarb. Auflage, Springer: Heidelberg, 71–110.
- SINUS-Institut (2011): SINUS-Milieus® und microm Geo-Milieus. Online verfügbar: <http://www.sinus-institut.de/veroeffentlichungen/downloads/> (08.03.2017).

SINUS-Institut (2016): Die SINUS-Milieus® in der Schweiz. Online verfügbar: <http://www.sinus-institut.de/sinus-loesungen/sinus-milieus-schweiz/> (08.03.2017).

Spangola, M. & Fiese, B.H. (2007): Family Routines and Rituals: A Context for Development in the Lives of Young Children. *Infants and Young Children*, 20 (4), 284–299.

Toppe, S. (2014): «Auflösung und Fortbestand der Institution Familie»: Historische Forschungen und aktuelle Legitimationen im Spannungsfeld von Privatheit und Öffentlichkeit. In: Bütow, Birgit, Pomey, Marion, Rutschmann, Myriam, Schär, Clarissa, & Studer, Tobias (Hrsg.): *Sozialpädagogik zwischen Staat und Familie: Alte und neue Politiken des Eingreifens*. Springer VS: Wiesbaden, 29–48.

Udry-Jørgensen, L., Tissot, H., Frascarolo, F., Despland, J.-N. & Favez, N. (2016): Are parents doing better when they are together? A study on the association between parental sensitivity and family-level processes. *Early Child Development and Care*, 186 (6), 915–926.

Über das Autorenteam

5.1 Kurzportraits der Verfassenden

Prof. Dr. Christian Liesen, Projektleitung

Experte für Zielperspektiven und Planungsgrundlagen im Bildungs- und Sozialbereich



Christian Liesen, Dr. phil., war bis vor Kurzem an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik als Schwerpunktleiter für systemische und institutionelle Fragen im Bereich Forschung und Entwicklung tätig. Seit einigen Monaten arbeitet er an der ZHAW im Departement Soziale Arbeit im Institut für Sozialmanagement und verantwortet dort u.a. die Forschungstätigkeiten. Er hat in den vergangenen Jahren zahlreiche Projekte für die Bildungsdirektion Zürich (Volksschulamt, Amt für Jugend und Berufsberatung) sowie Bildungsverwaltungen und Schulbehörden in verschiedenen Kantonen bearbeitet zu Fragen von Bedarfen, Qualität, Kosten und Wirkungen.

Dr. Larissa M. Sundermann, Projektmitarbeit

Expertin für Marketing und Anspruchsgruppenansprache



Larissa M. Sundermann, Dr. rer. pol., hat an der Universität Hamburg zum Thema Donor Relationship Management promoviert. Im Rahmen ihrer Dissertation befasste sie sich in vier Forschungsprojekten mit Fragestellungen zur besseren Ansprache von Blutspendern durch verschiedene Marketingstrategien. Durch ihr wirtschaftswissenschaftliches Studium (BSc. in Wirtschaftswissenschaften; MSc. in Management) und ihre bisherigen beruflichen Tätigkeiten im Marketing und der Kreditsteuerung bringt sie einen breiten Erfahrungsschatz und eine ökonomische Sichtweise ein. Seit einigen Monaten arbeitet sie an der ZHAW im Departement Soziale Arbeit im Institut für Sozialmanagement und ist an verschiedenen Forschungsprojekten beteiligt.

5.2 Kurzportrait des Instituts für Sozialmanagement

Das Institut für Sozialmanagement (ISM) ist fokussiert auf Organisationen, die sich mit sozialen Herausforderungen beschäftigen. Es befasst sich mit professionellen Handlungen und Interaktionen von Führungskräften, Mitarbeitenden, Aufsichtsgremien und externen Stakeholdern. Sozialmanagement ist die Gestaltung der Organisation im Hinblick auf den von den beteiligten Akteuren gemeinsam zu erfüllenden Auftrag. Dazu gehört auch, dass die Auftragserfüllung kontinuierlich optimiert wird, dass Innovationen gefördert und Arbeitsprozesse reflektiert und weiterentwickelt werden. Das Institut vertritt insbesondere die drei Themen «Führung und Organisationsgestaltung», «Innovation und Qualitätsentwicklung» sowie «Supervision, Coaching und Mediation».

Derzeit wird der Leistungsbereich Forschung & Entwicklung neu aufgebaut – ein Anliegen, für das sich das Institut neben Prof. Dr. Christian Liesen mit den Projektmitarbeitenden Dr. Konstantin Kehl, Dr. Larissa M. Sundermann und Dr. Miriam Wolf zu Beginn des Jahres 2017 kompetent

verstärkt hat. Fragen der Wirkung und des unternehmerischen Handelns von Organisationen werden dabei im Zentrum stehen.

Das ISM ist Teil des Departements Soziale Arbeit der ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften. Mit seinen vier Instituten «Sozialmanagement», «Kindheit, Jugend und Familie», «Vielfalt und gesellschaftliche Teilhabe» sowie «Delinquenz und Kriminalprävention» und dem Zentrum Lehre gehört das Departement zu den führenden Schweizer Bildungs- und Forschungsinstitutionen in sozialer Arbeit und adressiert die Kernthemen von Stiftungen, Sozialunternehmen und gemeinnützigen Organisationen.

Wir arbeiten anwendungsorientiert und wissenschaftlich in Lehre, Forschung, Weiterbildung, Dienstleistung und Beratung. Die Verknüpfung von fachlicher und prozessorientierter Expertise liegt uns dabei ebenso am Herzen wie der inter- und transdisziplinäre Austausch im Dienste einer nachhaltigen Organisationsentwicklung.

Zürcher Hochschule
für Angewandte Wissenschaften

Departement Soziale Arbeit

Institut für Sozialmanagement

Pfingstweidstrasse 96

Postfach

CH-8037 Zürich

Telefon +41 58 934 89 22

ism.sozialarbeit@zhaw.ch

www.zhaw.ch/sozialarbeit